

Perspektiven

**DAS MAGAZIN
DER EVANGELISCHEN HOCHSCHULE
LUDWIGSBURG**



Lost ohne Smartphone

Wie junge Menschen ihr Handy nutzen

Kinder sollen mitentscheiden

Vereine als Werkstätten der Demokratie

Europaweit einzigartig

Forschung zur Jugendarbeit in der Kirche

Was ist Ihnen wichtig, liebe Leserinnen und Leser?

Für uns alle an der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg ist es wichtig, dass wir Menschen dazu befähigen, Verantwortung für die Gesellschaft zu übernehmen. Denn wir sind davon überzeugt: Menschen müssen in all ihren herausfordernden Lebenslagen gesehen, gepflegt, unterstützt, betreut, ermutigt und beraten werden. Sonst sind der soziale Frieden und damit unsere Demokratie in Gefahr!

Deshalb qualifizieren wir unsere Studierenden, im höchst herausfordernden und herausgeforderten sozialen Bereich zu wirken, ihn strukturell zu innovieren und sich für Demokratie und Menschenrechte einzusetzen – aus einer klaren Werteorientierung heraus. Dazu leisten wir einen wesentlichen Beitrag durch exzellente Forschung in gesellschaftlich relevanten und zukunftsweisenden Feldern und Lehre, die auf eine ethisch fundierte Persönlichkeitsbildung und einen international und interreligiös erweiterten Horizont ausgerichtet ist.

In der ersten Ausgabe unserer Hochschul-Perspektiven erhalten Sie Einblicke in das, was wir jeden Tag leisten. Wir verbinden Passion und Profession. Unsere Absolventinnen und Absolventen verbessern die Welt. Nachhaltig. Mit Sinn.

Das ist uns wichtig.



Prof. Dr. Andrea Dietzsch
Rektorin

Impressum

Perspektiven ist das Magazin der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg

Herausgeberin	Professorin Dr. Andrea Dietzsch
Redaktion	Uschi Entenmann (verantwortlich) Telefon 07141 9745-209, u.entenmann@eh-ludwigsburg.de
Titelfoto	Berthold Steinhilber
Art Direction & Layout	Astrit Vatnika
Lektorat	Frauke Meyer
Druck	Colorpress Druckerei GmbH
Auflage	2.000 Exemplare, gedruckt C-zertifiziertem Papier
Adresse	Evangelische Hochschule Ludwigsburg Hochschulkommunikation Paulusweg 6 - 71638 Ludwigsburg



Inhalt



26



56



6



52



14



24



44



30



40

3

Editorial

PROF. DR. ANDREA DIETZSCH

4-5

Inhalt

PRAXISPERSPEKTIVEN

6-11

Eine Chance für Nico

STUDENTIN ANNA KIMMICH SCHREIBT ÜBER „SCOUT AM LÖWENTOR“

FORSCHUNG

12-13

Werkstätten der Demokratie

INTERVIEW MIT PROF. DR. ROLF AHLRICHS

14-16

Lost ohne Smartphone?

WIE JUNGE MENSCHEN IHR HANDY NUTZEN

17

Forschung praxisnah

DAS INSTITUT FÜR ANGEWANDTE FORSCHUNG

18-19

Drei Schwerpunktprofessuren

E(H)LABORIERT FÜR EIN STARKES PROFIL

20-22

Europaweit einzigartig

FORSCHUNG ZUR JUGENDARBEIT IN DER KIRCHE

24-25

Neue Technologien für das Gesundheitswesen

FORSCHUNGSGRUPPE „GESUNDHEIT – TECHNIK – ETHIK“

26-27

Vaterschaft in Zeiten des Wandels

FORSCHUNGSPROJEKT ZU CARE, MÄNNLICHKEIT UND DEMOKRATIE

28-29

Kirche der Zukunft

MULTIPROFESSIONELLE TEAMARBEIT

PRAXISPERSPEKTIVEN

30-33

Ein Herz für alte Menschen

VOR NEUN JAHREN FLOH HUDA ALMOHAMAD AUS SYRIEN. JETZT STUDIERT SIE SOZIALE ARBEIT

AUS DEM HOCHSCHULLEBEN

34-37

VON HIER KOMMEN DIE DIAKON*INNEN / SUKKAT SALAM / FRAUENPOWER / NOST / HONORARPROFESSUREN

38-39

Eine Kultur der Achtsamkeit

DAS SCHUTZKONZEPT DER EH

PRAXISPERSPEKTIVEN

40-43

Erste heilende Schritte in Medellín

TRAUMATISIERTE FRAUEN, DIE MENSCHENHÄNDLERN IN DIE HÄNDE FIELEN

INTERRELIGIÖSES PROJEKT

44-47

Bibel oder Koran?

„MIT JEDER UNTERRICHTSSTUNDE SCHWINDEN DIE VORURTEILE“

AUS DEM HOCHSCHULLEBEN

48-50

„Ethik ist keine Moralerziehung“

INTERVIEW MIT PROF. DR. BJÖRN GÖRDER

INTERNATIONAL

51

Regional gestalten, international denken

FÜR KIRCHE, DIAKONIE UND GESELLSCHAFT

PRAXISPERSPEKTIVEN

52-55

Flucht in die Freiheit

ZWANGSEHEN SIND IN DEUTSCHLAND SELTEN, ABER ES GIBT SIE

PROMOTION

56-57

Den gesellschaftlichen Wandel gestalten

PROMOVIEREN AN DER EH

Anna Kimmich studiert Soziale Arbeit an der EH Ludwigsburg, ihr Praxissemester verbringt sie bei „Scout am Löwentor“, eine Stuttgarter teilgeschlossene Kinder- und Jugendhilfeeinrichtung für Jungs zwischen zwölf und 17 Jahren. Dort betreut sie Sozialarbeiter Patrick Rosner, Alumnus der EH Ludwigsburg.

Studierende als Reporter*innen

Die Welt mit anderen Augen sehen, Zusammenhänge verstehen, Perspektiven wechseln

„Wo Menschen in all ihren herausfordernden Lebenslagen nicht gesehen, gepflegt und beraten werden, sind der soziale Frieden und unsere Demokratie in Gefahr. Deshalb befähigen wir an unserer Hochschule die Studierenden dazu, sich für Demokratie und Menschenrechte einzusetzen, aus einer klaren Werteorientierung heraus“, erklärt Rektorin Prof. Dr. Andrea Dietzsch. „Wir übernehmen Verantwortung für unsere Gesellschaft und Demokratie. Wir ermöglichen unseren Studierenden, dass sie sich nicht nur fachlich, sondern auch ethisch, theologisch und religionssensibel bilden können.“ Im Mai 2024 startete die Hochschule eine Reportage-Serie mit drei Zeitungen in Baden-Württemberg. Studierende schreiben über ihre Erfahrungen im Praxissemester. Was sie erleben, ist aufwühlend, sinnstiftend, intensiv. Die Geschichten auch. Es sind keine Berichte, sondern Reportagen, die die Leser*innen miterleben und mitfühlen lassen. Die Reportage gilt als die Königsdisziplin im Journalismus. Jede gute Story beginnt mit einer soliden Recherche. Welche Fragen muss ich wem stellen, wie überprüfe ich Quellen? Es geht um Medienkompetenz. Wie schreibe ich das spannend auf und entwickle eine Dramaturgie, die sich meinem Thema anschmiegt wie ein Maßhandschuh? Journalismus ist ein Kernelement der Demokratie. Pressefreiheit ist eine ihrer wichtigsten Säulen. Nicht nur junge Menschen müssen lernen, glaubwürdige Quellen von zweifelhaften zu unterscheiden.

Eine Chance hat Nico noch

Anna Kimmich studiert Soziale Arbeit an der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg. Sie schreibt über ihr Praxissemester bei „Scout am Löwentor“. Kein leichter Einstieg ins Berufsleben als Sozialarbeiterin.

TEXT: ANNA KIMMICH



© Sven Creutzmann

Schon vom ersten Tag an merkte ich, dass Nico nicht gut auf mich zu sprechen war. Aber diesen Ausreaster des 15-Jährigen hab ich echt nicht kommen sehen. „Du Fehlgeburt!“, schreit er und wirft eine Flasche Glasreiniger nach mir. Er will übers Wochenende nach Hause zu seiner Mutter und deshalb mit seinem Putzdienst früher anfangen. Um 12.37 Uhr hat er mich nach dem Besen gefragt. Im Wochenplan ist jedoch festgelegt, dass der erst um Punkt

13 Uhr ausgegeben wird. Also sagte ich: „Du musst warten.“ Da tickt er aus.

Ich lauf das Treppenhaus runter und hol meinen Kollegen Ruben. Als wir wieder oben sind, redet Ruben mit ihm allein, dann sprechen wir zu dritt über den Vorfall. Alles wegen 23 Minuten. Das mag pingelig erscheinen, aber so ist unsere Struktur, minutengenau getaktet, von sieben Uhr früh bis zur Nachtruhe um viertel nach zehn. Das tut Jungs wie ihm gut, gibt ihnen Halt. Alles, was sie

tun und lassen, hat Konsequenzen. Ist er pünktlich im Zimmer, gibt es drei Punkte, kommt er fünf Minuten zu spät: zwei Punkte, zehn Minuten später nur einen, und alles danach wird mit null Punkten bewertet. Es gibt auch die Kategorie „Verhalten gegenüber anderen“. Beschimpft er mich als „dumm“, zieh ich ihm einen Punkt ab, für „dumme Nutte“ gibt es zwei Punkte Abzug. Er bleibt übers Wochenende in der Einrichtung und steht unter „Schutzstufe“, das bedeutet: zwei Tage



Sozialarbeiter Patrick Rosner klimpert nie mit dem Schlüsselbund, das würde Macht demonstrieren. Ball spielen im Hof und an Fahrrädern basteln sind die liebsten Beschäftigungen innerhalb des Zauns.

Unten liegen Schulräume, Küche und Speisesaal. Oben die Zimmer der Jungs, Badezimmer und Büros. Alles ziemlich karg, vor den Fenstern Gitter. Sie sollen sich hier nicht zu Hause fühlen. Gelegentlich geht was zu Bruch, deshalb steht nicht viel Zerbrechliches rum, nichts hängt an der Wand.

Seit sechs Monaten bin ich hier im Praxissemester, und immer wieder werde ich als „Schlampe“, „Fehlgeburt“ und „behinderte Praktikantin“ beschimpft von Nico. Mein Teamleiter, Sozialarbeiter Patrick Rosner, hat mir erklärt, dass ich differenzieren müsse: Die Jungs haben nicht ein Problem mit mir, wenn sie ausrasten, sondern mit ihrer Situation. Sie würden mich prüfen: Wie reagiert die Neue? Wie weit kann ich gehen? Ich stellte mich darauf ein, das war schon hart, ich bin sensibel, heul ja schon, wenn ich „König der Löwen“ im Kino sehe. Trotzdem konnte ich das verkraften. Ich bin so anders aufgewachsen als die Jungs hier. Auf einem Bauernhof im Schwarzwald mit Schafen, Schweinen, Puten, Gänsen, Enten, Katzen, Hasen, Meerschweinchen und Wachteln.

kein Handy, kein Fernsehen, kein Ausgang, Telefonieren nur bei uns im Büro und mit Lautsprecher.

„Scout am Löwentor“ ist eine teileingeschlossene Kinder- und Jugendhilfeeinrichtung der Evangelischen Gesellschaft in Stuttgart für zwölf Jungen zwischen zwölf und 17 Jahren. Sie leben in Wohngruppen, jeder im eigenen Zimmer – und sind bisher durch alle Raster gefallen. Sie leben mit Wut auf die Welt und auf sich selbst. Niemand hielt es mit ihnen aus,

sie hielten es mit niemandem aus. Scout bietet seit 2005 für Jungs wie sie intensivpädagogische Hilfe an. Eine Schule mit drei Lehrkräften für drei Klassen gehört dazu, eine Außenstelle der Schule für Erziehungsbeihilfe aus Heidenheim. Die Jungen können hier den Hauptschulabschluss machen, und viele tun es. Die beiden Häuserblöcke und das Gelände darum sind eingezäunt. Manchmal klettert einer drüber. Und kommt dann doch wieder zurück. Wohin soll er auch?

Ich lebte wie in Bullerbü. Meine Eltern mögen sich, mein Vater ist Pastor, meine Mutter besucht ehrenamtlich Menschen im Pflegeheim und meine Geschwister sind Sozialarbeiter, Krankenschwester und Lehrerin. Warum habe ich mir ausgerechnet „Scout“ ausgesucht?

Vielleicht gerade deswegen. Ich hatte es gut. Andere hatten nicht so viel Glück. „Scout“ ist eine der letzten pädagogischen Maßnahmen, die es im Rahmen der Jugendhilfe überhaupt gibt. Wenn weder ambulante Therapie noch Familienhilfe, Tageswohngruppe oder ein Schulwechsel greifen, bliebe nur noch die geschlossene Psychiatrie oder der Jugendstrafvollzug. Denn sie haben alle was ausgefressen. Ladendiebstähle, Schlägereien, Drogenmissbrauch, Dealen ...

Warum tun sie das?

Nico zum Beispiel. Dünn und schlacksig, blonde Locken. Seine Akte liest sich wie ein Weltuntergang, man möchte Nico nur noch in den Arm nehmen. Was man aber nicht darf. „Wir sind kein Familienersatz“, sagt Patrick Rosner: „Ich bin Trainer, nicht Bruder oder Vater.“ Manchmal sei das schade, meint er. „Ich hatte einen Jungen zwei Jahre durch alle Höhen und Tiefen begleitet, an seinem letzten Tag spürte ich, er möchte jetzt, dass wir uns zum Abschied drücken. Aber ich tat es nicht. Sonst wäre es ihm noch schwerer gefallen zu gehen.“ Die körperliche Grenze ist klar definiert. „Hört sich hart an, aber Kuschkurs ist nicht gut. Wir legen nicht mal einem die Hand auf die Schulter. Man weiß nicht, wie die Jungs darauf reagieren. Oft eskaliert die Situation dann.“

Auf jeden Jungen kommen drei Betreuende. Kommt einem viel vor. Aber es geht Tag für Tag rund um die Uhr. Wir arbeiten mit dem *Token Economy*



Zuerst die Grenzen austesten und dann miteinander Spaß haben: Nico und Anna Kimmich

„Ich lebte wie in Bullerbü. Andere hatten nicht so viel Glück. Nicos Akte liest sich wie ein Weltuntergang.“

Program. Es belohnt positives Verhalten. Je mehr Punkte ich habe, desto mehr Privilegien gibt es. *Tokens* sind Tauschgegenstände, sie verbinden erwünschtes Verhalten mit Privilegien. Wenn einer

beispielsweise muffelt, reden wir mit ihm. „Schau mal, das ist eklig, du gehst nie duschen. Komm, wir besorgen ein Duschgel, das gut riecht, du darfst es aussuchen. Und Badeschlappen.“

Nicos Weltuntergangsakte: Die Eltern trennen sich, als er drei ist. Der Vater zieht aus, die Mutter hat das Erziehungsrecht und zieht mit den beiden Söhnen in eine kleinere Wohnung. Als Nico in der ersten Klasse ist, hat sie einen neuen Partner und zieht von Heilbronn nach Ulm, wieder eine andere Wohnung, wieder eine neue Schule. Das Verhältnis zwischen den Eltern ist schlecht, die Mutter verbietet dem Sohn den Kontakt zum Vater. Nico ist schon in der Grundschule verhaltensauffällig

und muss in die Sonderschule wechseln. Mit zehn der nächste Umzug, weil der Stiefvater den Job wechselt. Und Nico zum dritten Mal die Schule. Mit zwölf haut er einen Mitschüler krankenhausreif. „Das klingt dramatisch,“, erklärt Patrick Rosner, „aber man muss vorsichtig sein.“ Häufig sei so was eine Verzweiflungstat, um auf sich aufmerksam zu machen.

Nico fliegt aus der Schule, kommt in eine Psychiatrische Klinik, nach sechs Wochen „zur Probe“ zu seinem Vater, der allein lebt. Der hält sich an keine Auflagen, schlägt seinen Sohn, hält das Besuchsrecht bei der Mutter nicht ein. Nach drei Monaten schreitet das Jugendamt ein, eine Art Jugendhilfe-Hopping beginnt. Aus der ersten stationären Wohngruppe fliegt er nach zwei Wochen, aus der nächsten haut er nach vier Wochen ab, in der Akte steht was von Alkohol- und Drogenmissbrauch, kurz wohnt er bei der Mutter, zwei Monate in einer Pflegefamilie, und schließlich ist es wieder die Kinder- und Jugendpsychiatrie. Er wird medikamentös eingestellt, weil er scheinbar die Konzentrationsstörung ADHS hat. Es ist noch nicht die „Betonspritze“, von denen Jungs erzählen, die in der Jugendpsychiatrie waren. Wenn sie die kriegten, waren sie puff – weg: starr wie Beton.

Im Oktober 2022 kommt er zu „Scout“. „Da saß ein super verschüchtertes Kind vor mir, das nicht wusste, was jetzt mit ihm passiert“, sagt Patrick Rosner. Das ist häufig so. Sie halten sich zurück, müssen sich orientieren, Rangordnung und Regeln erkennen.

„Wir verfolgen hier einen systemischen Ansatz“, erklärt Patrick Rosner. Die Eltern dürfen nicht denken, ihr Sohn werde bei uns zwei Jahre geparkt, und danach hat er gelernt, wie es geht. Nein. „Wenn er als Rädchen wieder zurückkommt und an

– Das Praxissemester –

Das Praxissemester stellt einen zentralen Bestandteil des Studiums der Sozialen Arbeit dar und verfolgt das Ziel, die Studierenden auf ihrem Weg zu einer professionellen Identität zu begleiten und zu qualifizieren. Es bietet die Möglichkeit, theoretisches Wissen mit praktischen Erfahrungen zu verknüpfen und so ein tieferes Verständnis für die komplexen Anforderungen des Berufsfeldes zu entwickeln. Die Studierenden beschäftigen sich mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, analysieren individuelle Problemlagen von Klient*innen in sozialem und rechtlichem Kontext und erlernen die Ableitung professioneller Handlungsstrategien. Gleichzeitig werden sie darin geschult, ihre Erfahrungen theoriegeleitet zu reflektieren, Verantwortung zu übernehmen, fachlich angemessen zu handeln und innerhalb institutioneller Strukturen zwischen Anpassung und eigenem Selbstverständnis zu balancieren. Durch die kontinuierliche Reflexion ihrer Erfahrungen – unterstützt durch Praxisanleitung und begleitende Lehrveranstaltungen – entwickeln sie ein fundiertes, fachlich begründetes Selbstverständnis als zukünftige Sozialarbeiter*innen.

derselben Stelle eingesetzt wird, hakt das System ja immer noch. Deshalb müssen auch die Eltern mit uns arbeiten.“

Das funktioniert nicht immer. Wenn die Mutter trinkt, der Vater prügelt, beide schwer zu erreichen sind. Wobei es nicht nur prekäre Verhältnisse sind, wie die einer achtköpfigen Großfamilie, die in einer Zweizimmerwohnung haust, in der das Dach undicht ist. Aber auch wenn Kinder überbehütet werden, wird es ihnen irgendwann zu eng, sodass sie ausbrechen müssen.

Neulich habe ich den Film „Systemsprenger“ im Kino gesehen. Die neunjährige Benni landet wegen ihrer Wutanfälle immer wieder in Pflegefamilien. Sie will zu ihrer Mutter zurück, doch die fürchtet sich, dass sie die jüngeren Geschwister verletzt, und hat sie abgegeben. An diesen Film muss ich immer wieder denken. Sind unsere Jugendlichen alle Systemsprenger? „Ich halte von dem Begriff nicht viel“, sagt Patrick Rosner. „Denn sie sprengen das System nicht. Das System läuft weiter, nur sie fallen raus.“

Ich weiß, ich kann nicht die Welt retten. Aber von den Jugendlichen hab ich mindestens so viel gelernt wie von den Fachkräften. Hab gelernt, nicht zu nah dran zu sein und doch emotional erreichbar zu bleiben. Eine gute Beziehung aufzubauen, etwas gemeinsam zu erleben, damit pädagogische Arbeit möglich ist. Ich hab sie schon ins Herz geschlossen, bin mit meinen 23 Jahren ja nur wenig älter als sie.

Weil ich die Akte kenne, verstehe ich, dass Nico nach all den Umzügen und Schulwechseln keine Lust auf Veränderungen und neue Leute hat. Warum er die Flasche nach mir warf. Ich gehörte zu den neuen. Inzwischen hat er sich an mich gewöhnt. Ich begleite ihn zum Skatepark und spiele mit ihm Minecraft am Computer. Vergangene Woche saßen wir nebeneinander an der Spielkonsole, und plötzlich sagte er zu mir: „Frau Kimmich, wir sind ja ein richtiges Dream-Team.“

Für so einen Moment arbeite ich hier.

Kinder haben das Recht, mitzuentcheiden

Vereine sind Werkstätten der Demokratie

Artikel 12 in der UN Kinderrechtskonvention regelt gesetzlich, dass Kinder und Jugendliche in Deutschland ein Recht darauf haben, sich bei allen Fragen zu beteiligen, die sie betreffen! Bloß: Werden sie gefragt, ob die Schule um 7.40 Uhr starten soll oder lieber erst um neun? Prof. Dr. Rolf Ahlrichs kennt die Sorgen und Wünsche von Jugendlichen sehr genau. Er befragt und beobachtet sie seit vielen Jahren. Und er kennt ihre Rechte.

INTERVIEW: USCHI ENTENMANN

Herr Ahlrichs, es gibt 620.000 Vereine in Deutschland, in denen Menschen kicken, turnen oder auch musizieren.

Diese Vereine haben mehr als 50 Millionen Mitglieder. Was oft unterschätzt wird, ist das Potenzial, das sie besitzen. Das möchte ich bewusst machen, damit sie es als Werkstätte der Demokratie nutzen können. Sie betiteln sich ja schon lange so.

Wie können Jugendliche diese Werkstätte nutzen? Sie sind ja nicht einmal wahlberechtigt.

In ihrem Bereich schon, denn sie wählen ihren Vorstand, ihre Abteilungsleitung, ihren Sprecher. Das ist praktizierte Demokratie als Lebensform unter Gleichberechtigten. Sie diskutieren und entscheiden auch demokratisch miteinander, wo das nächste Trainingslager stattfindet, was mit der Mannschaftskasse passiert oder welche Auswechselspieler auf der Bank sitzen. Sie müssen das nur reflektieren. Der Erste, der dieses Potenzial beschrieb, war Alexis de Tocqueville, ein französischer Gelehrter, der Anfang des 19. Jahrhunderts das blühende Vereinswesen in den USA pries, in dem unterschiedliche Meinungen, Positionen und Lebensrealitäten zusammenkamen.

Sind denn diese Vorbilder von damals und aus einem fernen Land auf deutsche Verhältnisse von heute übertragbar?

Ja natürlich. Der deutsche Philosoph Jürgen Habermas sieht mehrere sich überlagernde, auch widerstreitende Öffentlichkeiten, die Themen nach oben spülen und damit in politisches Handeln übersetzen. Habermas meint damit Vereine, Kirchen, Gewerkschaften, all diese Verbände, die die Zivilgesellschaft bilden.

Klingt anspruchsvoll, aber wenn Jugendliche im Fußballverein sind, möchten sie vielleicht nur kicken ...

Jeder Mensch hat das Bedürfnis, mitzubestimmen. Wer Mitglied ist, dem ist nicht egal, was im Verein oder in der Bürgerinitiative passiert. Es ist eine bewusste Entscheidung, sich mit Gleichgesinnten zu treffen. Das betrifft auch Kinder und Jugendliche. Wir haben festgestellt: Wenn sie sich schon früh im Verein engagieren, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass sie es auch in Schule, Uni oder in Jugendorganisationen tun.

Sind Jugendliche zufrieden mit unserer Demokratie?

Aus breit angelegten Jugendstudien wissen wir, dass sie sich darin nicht groß von Erwachsenen

Prof. Dr. Rolf Ahlrichs, Dozent an der EH, forscht seit mehr als zehn Jahren zu Demokratiebildung für Kinder und Jugendliche.

© Berthold Steinhilber



unterscheiden. Ihre Zufriedenheit ist niedrig und sinkt weiter. Es hat immer damit zu tun, wie sehr ich beteiligt bin.

Wie könnte das denn besser eingelöst werden? Kinder und Jugendliche sollen mitgestalten können und Rechte haben. Es ist gesetzlich in der UN-Kinderrechtskonvention geregelt, dass sie die eigene Lebenswelt mitgestalten dürfen. Es muss nur an allen Orten des Aufwachsens umgesetzt werden.

Wissen die Kinder das? Das Gesetz war ein Meilenstein für die Kinder- und Jugendbeteiligung. Es wird heruntergebrochen im Sozialgesetzbuch 8, das die Mitgestaltung der Jugendarbeit regelt, und in der Gemeindeordnung Baden-Württembergs (Paragraf 41a): „Kinder sollen, Jugendliche müssen beteiligt werden bei Vorhaben, die ihre Interessen berühren.“

Würde die Schule dann nicht erst um zehn beginnen? Nun hat die Schule zuerst die Aufgabe, Bildung und Qualifikationen zu vermitteln. An bestimmten Punkten widerspricht das der Mitbestimmung von Schülerinnen und Schülern. Es ist ein Konflikt, wenn wir ihnen

einerseits die Lerninhalte und -zeit überlassen und auf der anderen Seite als Gesellschaft sagen, dieses Wissen wollen wir in der Schule vermitteln. Das ist auch nicht die entscheidende Frage. Wichtiger ist: Wissen es die, die Entscheidungsverfahren organisieren? Haben sie Methoden, wirkmächtige Kinder- und Jugendbeteiligung zu ermöglichen? Da sehen wir große Unterschiede. Manche Kommunen machen das super. Andere haben noch einen Weg vor sich.

Wie sehen Sie das Problem, dass unsere Jugendlichen zunehmend mit Populisten sympathisieren? Der Kampf gegen Rechtsextremismus ist eine der großen Aufgaben, die wir vor uns haben. Wir brauchen mehr politische Bildung, aber durch alle Altersgruppen. Ich schaue mit hoher Wachsamkeit in die Zukunft. Mit Zuversicht schon auch. Ich glaube, dass die Demokratie bei uns nach wie vor relativ stabil ist. Aber wir müssen dafür was tun.

Hier finden Sie das Interview in voller Länge auf YouTube:



Im Rahmen des Projektstudiums im dritten und vierten Semester in den Studiengängen Bachelor Soziale Arbeit und Internationale Soziale Arbeit ging es im Seminar von Prof. Dr. Ute Karl (v. l.) um die Themen Flucht und Nutzung des Smartphones.

Lost ohne Smartphone?

Social Media und Handynutzung junger Menschen mit und ohne Fluchterfahrung

Können Sie sich ein Leben ohne Ihr Smartphone vorstellen? Wofür nutzen Sie es? Wie präsentieren Sie sich in Social-Media-Kanälen? Und: Wenn Sie plötzlich fliehen müssten, welche fünf Gegenstände würden Sie mitnehmen? Wäre das Smartphone dabei – und warum (nicht)?

TEXT: PROF. DR. UTE KARL

Mit diesen Fragen zu den Themen Flucht und Nutzung des Smartphones junger Menschen beschäftigten wir uns im Seminar „Lost ohne Smartphone? – Social-Media- & Handynutzung junger Menschen mit und ohne Fluchterfahrung“ im Rahmen des Projektstudiums im dritten und vierten Semester in den Studiengängen Bachelor Soziale Arbeit und Bachelor Internationale Soziale Arbeit.

Das Smartphone ist aus dem Leben junger Menschen nicht mehr wegzu-denken: Vernetzung, Informationsbeschaffung, Dokumentation, Organisation des Lebens und Freizeitgestaltung (z. B. Musik, Filme, Gaming) sind für viele nicht mehr ohne das Smartphone vorstellbar. In Form von Fotos und Filmen werden Erinnerungen über Jahre gespeichert und über soziale Medien der Alltag, die schönen Momente und die Sorgen geteilt. Wenn es ein Gerät gibt, das fast alle jungen Menschen nutzen, dann vermutlich dieses. Und doch: Je nach Lebenssituation kann

es verschiedene Bedeutungen haben. Es kann Leben retten oder gefährden.

In Kooperation mit der Ökumenischen Fachstelle Asyl und der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg fand im Wintersemester 2024/2025 ein partizipatives Lern- und Bildungsprojekt statt, das genau diese Gemeinsamkeit, das Smartphone, als Ausgangspunkt nahm, um sich intensiv mit dem Thema Flucht und Asyl auseinanderzusetzen.

Im Rahmen des Projektseminars erarbeiteten sich Studierende Hintergrundwissen zum Thema Flucht und Asyl sowie zur Bedeutung des Handys auf der Flucht, beim Ankommen in Deutschland sowie zum Kontakt mit Familie und Freund*innen in anderen Ländern über weite Distanzen. Sie nutzten dafür wissenschaftliche Publikationen sowie das Material von *Brot für die Welt*.



Brot
für die Welt

Dabei wurde deutlich: Auf der Flucht kann das Smartphone überlebensnotwendig sein, beispielsweise wenn Hilfe bei der Durchquerung der Wüste notwendig wird, wenn die Wettervorhersage analysiert werden muss, um das Mittelmeer zu überqueren, wenn ein Weg durch die Berge gefunden werden muss oder auch um im Kontakt mit Schleusern zu stehen. Aber das Smartphone kann auch Gefahr bedeuten. Über die Ortung von Smartphones können Fluchtbewegungen kontrolliert und die Flucht (gewaltsam) unterbrochen werden. Auch beim Ankommen in Deutschland spielt das Smartphone eine ambivalente Rolle: Es hilft bei der Informationsbeschaffung, bei der Vernetzung und im bürokratischen Dschungel oder kann wichtige Beweise bei der Beantragung von Asyl liefern. Gleichzeitig gibt es noch immer Situationen, in denen Smartphones gegen den Willen der Betroffenen ausgelesen werden können, um Informationen, zum Beispiel über den Eintritt in den Schengen-Raum, zu bekommen.

Erfahrungsbasiertes und forschendes Lernen im Projektstudium beginnt mit Lesen, Nachdenken und Diskutieren – das ist aber nur der Anfang.

Das eigentliche Projekt beinhaltete eine gemeinsame Arbeit von ehrenamtlich engagierten Geflüchteten und Studierenden – in der Gruppe und in fünf kleinen Teams.

An drei gemeinsamen Nachmittagen und in zahlreichen Treffen im Team entwickelten die Teilnehmenden gemeinsam Lerneinheiten, in denen es um das Thema Flucht und die Nutzung des Smartphones ging – für Jugendliche im Alter von etwa 14 Jahren. Diese rund eineinhalbstündigen Lerneinheiten führten die Teilnehmenden dann in fünf Kirchengemeinden im Konfirmand*innenunterricht durch. Viele Jugendliche reflektierten dabei die eigene Nutzung des Handys. Vor allem lernten sie Neues zum Thema Flucht, Fluchtursachen und Fluchtwege. Beeindruckend waren auch die Berichte der jungen Menschen über ihre eigene Flucht. Durch die besondere Art des Lernsettings – junge Menschen im Dialog mit Jugendlichen – konnten die Konfirmand*innen entspannt Fragen stellen und in einen Austausch treten. Diese Nachmittage waren für alle eine große Bereicherung. Und ganz nebenbei konnten Erfahrungen im Leiten von Gruppen gesammelt werden, ein Aspekt, den wir im Seminar zuvor theoretisch erarbeitet hatten.

Die Studierenden haben alle notwendigen Aufgaben der Öffentlichkeitsarbeit übernommen, dazu gehören Insta-Posts und eine Reportage mit Interview sowie die Evaluation, und sie haben sich in die jeweiligen Bereiche – auch technisch – eingearbeitet. Die Freude am gemeinsamen Arbeiten und das gegenseitige Interesse zwischen jungen Menschen mit und ohne Fluchterfahrung standen im Mittelpunkt.

Das Projekt wurde begleitet von einem Filmteam: Studierende aus dem zweiten Semester aus dem Workshop „Film“ folgten uns behutsam über alle Stationen.

Schauen Sie rein:



Prof. Dr. Ute Karl ist Professorin für kulturelle, internationale und politische Dimensionen Sozialer Arbeit. Seit September 2024 ist sie für zwei Jahre auf einer Schwerpunktprofessur im Themenfeld Migration/Flucht und Soziale Unterstützung/Care im Rahmen des Projektes E(H) Laboriert, gefördert durch Mittel der bundesweiten Bund-Länder-Förderung FH-Personal. Sie ist zudem in der Co-Leitung von E(H)Laboriert, Promotionsbeauftragte und Leiterin des Studiengangs Master Soziale Arbeit. Ihre Schwerpunkte sind Migration / Flucht und Soziale Unterstützung in transnationalen Konstellationen, Übergänge junger Menschen ins Erwachsenenalter, Alter(n) und Soziale Arbeit, Care, Gender und Community in lokalen und transnationalen Räumen sowie qualitative Forschungsmethoden.

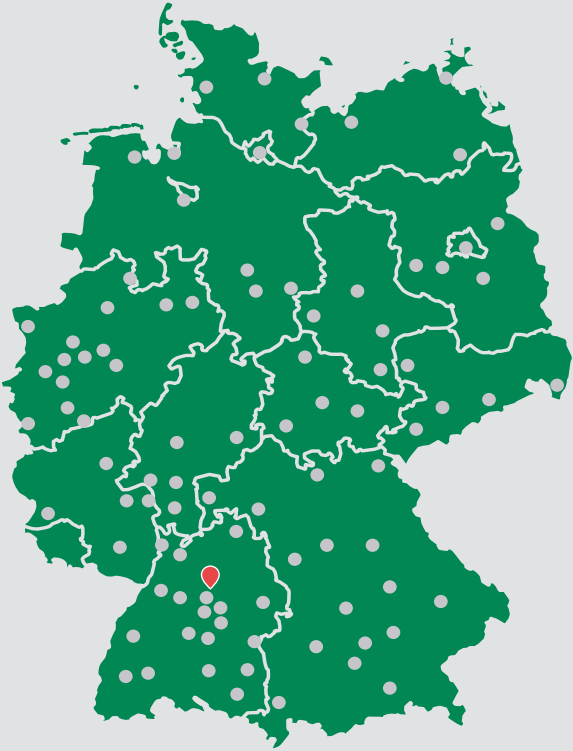
Forschung praxisnah

Das institutionelle Dach der Forschung an der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg ist das Institut für Angewandte Forschung (IAF). Es bündelt Forschungsaktivitäten, unterstützt Wissenschaftler*innen bei der Umsetzung ihrer Projekte und hilft, die Forschung an der Hochschule zu koordinieren, zu fördern und nach außen sichtbar zu machen.

Die Forschungsstärke der EH zeigt sich auf lokaler, überregionaler und internationaler Ebene. Sie reicht von integrierter Praxisforschung mit kommunalen Partnern bis hin zu nationalen und internationalen Forschungsprogrammen wie der Förderlinie FH-Sozial, die Forschung an Hochschulen fördert, um die Lebensqualität in Stadt und Land durch soziale Innovationen zu verbessern, Projekte der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG oder auch EU-Programmen. Als kirchliche Hochschule ist die EH zudem eng vernetzt mit kirchlichen und diakonischen Einrichtungen, aber auch mit Kommunen und anderen Organisationen.

Zwei Forschungsschwerpunkte prägen das wissenschaftliche Profil der Hochschule: „Inklusion, Pflege und Gesundheit“ sowie „Kinder- und Jugendarbeit, Familie und Kirche“. Beide wurden 2025 wieder erfolgreich extern evaluiert und sind in den kommenden drei

Jahren auf der Forschungslandkarte der deutschen Hochschulrektorenkonferenz (HRK) aufgeführt. Sie sind hier abrufbar. In regelmäßigen Abständen evaluiert die HRK die Forschungsschwerpunkte auf der Forschungslandkarte. Auf dieser Landkarte werden nach einem aufwendigen Bewerbungsverfahren die Themen aufgeführt, die an den jeweiligen Hochschulen einen hohen Stellenwert haben und auch für die Forschungslandschaft in Deutschland wichtig sind. Es gibt drei Kriterien für die Aufnahme und Weiterführung von Forschungsschwerpunkten, die an die HRK übermittelt werden müssen. Es müssen mindestens fünf forschungsstarke Professuren



Die Forschungslandkarte der deutschen Hochschulrektorenkonferenz.

pro Forschungsschwerpunkt beteiligt sein, 150.000 Euro Drittmittel für Forschung im Jahr eingenommen und 15 wissenschaftliche Publikationen pro Jahr veröffentlicht werden. Die Evangelische Hochschule Ludwigsburg konnte diese Kriterien nun wieder erfüllen und somit weiterhin zwei Forschungsschwerpunkte auf der HRK-Landkarte führen. Aktuell laufen rund 20 unterschiedlich große Forschungsprojekte. Seit 2024 wurden sieben Projekte abgeschlossen, sechs neue sind in der Prüfung. Ziel der Forschung an der EH ist es, gesellschaftliche Herausforderungen nicht nur zu analysieren, sondern Lösungen zu entwickeln. Das Institut für Angewandte

Forschung IAF berät Forschende zu Fördermöglichkeiten sowie zur methodischen und organisatorischen Gestaltung von Forschungsprojekten. Und es unterstützt auch ganz praktisch, beispielsweise durch die Bereitstellung von Forschungssoftware und -geräten oder durch die Übernahme einzelner Aufgaben oder auch ganzer Module des Forschungsprojekts. Durch drei bis fünf Methodenschulungen pro Jahr mit Expert*innen werden neue Impulse gesetzt und die Kompetenzen der Forschenden weiter ausgebaut. Ein besonderer Fokus liegt auch auf der Nachwuchsförderung: Studierende und wissenschaftliche Mitarbeitende werden bei Studien- und Qualifikationsarbeiten betreut. Studierende haben zudem die Möglichkeit, als studentische Hilfskräfte in Forschungsprojekten mitzuwirken.

Die Forschung an der EH zeichnet sich durch ein großes Netzwerk

mit Praxispartnern und Forschenden aus. Ein Beispiel ist die Plattform BW-CAR, ein Netzwerk der forschungsstarken Professor*innen an Hochschulen für Angewandte Wissenschaften in Baden-Württemberg, das hochschul- und institutionsübergreifend arbeitet. Es wurde 2014 gegründet, um herausragende Forscher*innen der 24 Mitgliedshochschulen in sieben Forschungsschwerpunkten zusammenzubringen. Durch den starken Praxisbezug der Forschungsprojekte besteht eine enge Verknüpfung von Forschung, Lehre und Transfer, sodass neue Erkenntnisse immer wieder in die Lehre eingebunden werden und der stete Wissenstransfer in regionale Netzwerke stattfindet.



Die drei Professorinnen Claudia Schulz, Johanna Possinger und Ute Karl (v. l. n. r.) reduzieren ihre Lehre, um mehr Zeit in Forschung zu investieren.

E(H)Laboriert für ein starkes Profil

Drei Schwerpunktprofessuren mit hochaktuellen Themen

Seit 1. September 2024 gibt es an der EH Ludwigsburg erstmals drei Schwerpunktprofessuren – auch Forschungsprofessuren genannt. Sie konnten im Rahmen des Bund-Länderprogramms FH-Personal, das als Projekt E(H)Laboriert seit März 2023 an der EH verortet ist, etabliert werden. Es zielt darauf ab, professorales Personal zu gewinnen und zu binden, das Profil der Hochschule zu stärken und Kooperationen mit regionalen Praxispartner*innen auszubauen. Das finanzielle Volumen des Projekts beträgt knapp 1,7 Millionen Euro und die Laufzeit umfasst sechs Jahre – bis Ende 2028.

Um diese Ziele zu erreichen, gibt es verschiedene Maßnahmen – die Schwerpunktprofessur ist eine. Damit wird es Professor*innen ermöglicht, ihre Lehre zu reduzieren, um mehr Zeit in Forschung zu investieren.

Konkret bedeutet das: Die drei Professorinnen Ute Karl, Johanna Possinger und Claudia Schulz,

die von einem Auswahlgremium im Frühjahr 2024 bestimmt wurden, erhalten seit 1. September 2024 für vier Semester einen Deputatsnachlass von sieben Semesterwochenstunden. In dieser Zeit führen sie Forschungsprojekte durch, werben Drittmittel ein, fördern Nachwuchswissenschaftler*innen und bauen Kooperationen aus.

Prof. Dr. Ute Karl baut zum einen ein bestehendes Forschungsprojekt aus, in dem es um soziale Unterstützungsnetzwerke von Geflüchteten und Migrant*innen aus der Ukraine geht, hier vor Ort und in transnationalen Räumen. Zum anderen geht es um den Bereich Alter(n) und Soziale Arbeit. Sie erforscht Versorgungsarrangements im sozialen Nahraum, beispielsweise im Quartier. Und sie hinterfragt, wie Grenzen ausgelotet werden zwischen professioneller Care-Arbeit, Freiwilligenarbeit, familiärer Care-Arbeit und Live-in-Pflege, die überwiegend von Migrant*innen erbracht wird. Inhalt ist auch, wie die politisch geforderte „Partizipation aller“ gelingen kann und wie Konzepte von sorgenden Gemeinschaften in der Praxis umgesetzt werden können. Dabei geht es ihr auch darum, gesellschaftlichen Wandel aus der Perspektive von Sorgearbeit zu denken.

Prof. Dr. Johanna Possinger forscht in einem gerade gestarteten Projekt zur Frage, wie Väter ihre

Teenager im Alltag und in gesellschaftlichen Fragen begleiten. Ziel der Studie ist es, das Verhältnis von Vätern und ihren jugendlichen Kindern auszuloten und dabei in Erfahrung zu bringen, wie beide Generationen miteinander über Politik und Demokratie sprechen.

Die Schwerpunktprofessur von Prof. Dr. Claudia Schulz fokussiert das Ehrenamt sowohl im christlich-kirchlichen Feld als auch im Bereich sozialer Initiativen, Vereine und Verbände. Ihr Ziel ist ein Forschungsprojekt, das die Logik des stark eigenverantwortlichen Engagements erkundet und klärt, welche Rolle dieses Ehrenamt in Zukunft spielen kann.

Die Forschungsvorhaben der drei Professorinnen knüpfen inhaltlich an die Forschungsschwerpunkte an, die die Hochschule bereits ausgewiesen hat: Kinder- und Jugendarbeit, Familie und Kirche sowie Diversität, Inklusion und Sozialraum.

EHplus – Ihr Einsatz, Ihr Gewinn!

Studium und praktische Tätigkeit in einem sozialen bzw. diakonischen Handlungsfeld

Sie sind auf der Suche nach Fachkräften, ...

- die an einer Hochschule mit ausgeprägter Expertise in sozialen und diakonischen Handlungsfeldern ausgebildet werden?
- die durch ihr Studium auf dem aktuellen wissenschaftlichen Stand der Forschung sind?
- die praxisnah und mit einer internationalen Perspektive ausgebildet werden?
- die ihre diakonische Grundperspektive in die Praxis einbringen?

Dann starten Sie jetzt mit: EHplus

✓ Sie bieten unseren Studierenden spannende Einsatzfelder. Sie unterstützen und begleiten unsere Studierenden und sichern sich dadurch motivierte Fachkräfte für die Zukunft. Sie leisten einen Beitrag zur Bildungsgerechtigkeit.

Interesse geweckt?
Dann **KLICKEN** Sie doch mal hier!

Europaweit vernetzt

Zwei Projekte erforschen Jugend- und Konfi-Arbeit langfristig, tief und digital wie nie zuvor: „Jugend zählt 2“ und „i-konf“

„Die evangelische Kirche erreicht keine Generation so gut wie Kinder und Jugendliche“, erklärt Wolfgang Ilg, Professor für Religions- und Gemeindepädagogik an der EH Ludwigsburg. Das bestätigt die Studie „Jugend zählt 2“, verantwortet von seiner Forschungsgruppe Jugendarbeit. Getragen wurde das Projekt von den Ev. Landeskirchen in Württemberg und Baden. Ilg forscht zudem seit fast 20 Jahren zur Konfi-Arbeit. Die Ergebnisse sind festgehalten in 14 Buchbänden, europaweit gibt es nichts Vergleichbares. Und in einem Band ist alles zusammengefasst: „Zukunftsfähige Konfirmandenarbeit“.

Wer meint, das typische Kirchenbild sei eine ziemlich leere Kirche mit wenigen grauen Häuptionen am Sonntagmorgen, der irrt. „Empirisch gibt es keinen Zweifel: Es sind die Kinder und Jugendlichen, die am besten erreicht werden.“ Zu den erfolgreichsten Angeboten der Ev. Kirche zählt die Konfi-Arbeit, die von 80 Prozent der evangelischen 13- bis 14-Jährigen wahrgenommen wird und längst nicht mehr Konfirmandenunterricht heißt. Denn es geht nicht um Frontalunterricht, sondern darum, die jungen Menschen zu erreichen, ermutigen und befähigen. Sie sollen ihre Fragen stellen dürfen und Antworten finden. Was gibt Hoffnung angesichts von schweren Erfahrungen im Leben? Was soll einmal auf meinem Grabstein stehen? Wo ist Gott in den Ländern, in denen Krieg herrscht oder Menschen Armut und Hunger leiden? Konfi-Arbeit ist für die meisten Kirchenmitglieder die intensivste Form der Begegnung mit Kirche.

Dabei reiht sich die Konfi-Arbeit ein in ein großes Angebotsnetz, von der Jungschar über den Kinder-gottesdienst bis zu musikalischen Veranstaltungen: Die Ev. Landeskirchen in Baden und Württemberg erreichen mit ihren Gruppen-Angeboten laut Prof. Dr. Ilgs Statistik 159.000 junge Menschen. Weitere 280.000 Kinder und Jugendliche nehmen pro Jahr an

Freizeiten, Waldheimtreffen oder Bildungsseminaren teil. Hinzu kommen 85.000 junge Menschen in der Jugend- und Behindertenhilfe der Diakonie.

„Nicht alles, was zählt, ist zählbar, und nicht alles, was zählbar ist, zählt.“ Den Satz von Albert Einstein zitieren die Studienverantwortlichen im Vorwort des Buches, das immerhin 407 Seiten stark und 980 Gramm schwer ist. Da wurde also doch sehr viel gezählt. Trotzdem: „Was wirklich zählt im Leben, lässt sich nicht in Zahlen fassen“, so Professor Ilg. „Wenn junge Menschen am Lagerfeuer ein Abendgebet sprechen oder wenn unbegleitete Minderjährige aus Syrien in der diakonischen Jugendhilfe Perspektiven für die Zukunft entdecken – dann wird der Wesenskern von Kirche und Diakonie sichtbar.“ Warum dann ein Buch voller Zahlen und Analysen? „Um mit diesen Erfahrungen mehr Sichtbarkeit zu erreichen.“

Zwischen der ersten und zweiten Studie „Jugend zählt“ liegen neun Jahre. In diesem Zeitraum hat die Konfirmationsquote allerdings, bezogen auf die Gesellschaft, stark abgenommen: Lag sie in der ersten Vollerhebung noch bei mehr als einem Drittel, beträgt sie nun etwas weniger als ein Viertel. „Das hat weniger damit zu tun, dass die Evangelischen sich nicht mehr konfirmieren lassen wollen, sondern damit, dass es 24 Prozent weniger evangelische Jugendliche

gibt“, erklärt Ilg. Gründe seien vor allem die demografische Entwicklung, eine nachlassende kirchliche Bindung und eine zunehmende Säkularisierung, also dass Menschen keinen engen Bezug mehr haben zu Kirche und Religion. „Denn natürlich treten keine Kinder aus der Kirche aus, sondern deren Eltern. Und die lassen ihre Kinder dann auch nicht taufen.“ Ein weiterer Grund ist die Zuwanderung, „die meisten Migranten sind muslimisch, katholisch oder orthodox, aber eben nicht evangelisch“.

„Nicht alles, was zählt, ist zählbar, und nicht alles, was zählbar ist, zählt.“

Albert Einstein

Der wissenschaftliche Teil der Arbeit ist aufwendig. Wenn die Online-Fragebögen eingehen, beginnt das Erfassen, das erneute Erinnern, das Nachtragen. Dann werden die Daten plausibilisiert, Fehleintragungen korrigiert. Bis zum Frühjahr 2023 hatte das Team um Wolfgang Ilg die finalen Daten zusammengestellt – und machte sich an die Arbeit: „Wir wollten nicht nur eine Ansammlung von Daten, sondern diese Daten interpretieren.“ Das Buch hat deshalb 63 Autorinnen und Autoren, die in ihren Texten das Zahlenergebnis einordnen und erklären. „Alle tragen Verantwortung im Feld der kirchlichen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, und zwar in beiden Landeskirchen, Baden und Württemberg.“ Der Inhalt ist überraschend. Zum Beispiel, dass die Kinder- und Jugendarbeit die Pandemie gut überstanden hat. „Das Zusammenkommen war über einen längeren Zeitraum nicht mehr möglich – nahm danach aber relativ schnell wieder Fahrt auf.“ Es gibt viele Angebote, die sich unter dem Begriff Gemeindepädagogik sammeln. Er beinhaltet alle Bildungsfelder der Kirche außerhalb des Religionsunterrichts. „Es reicht nicht, wenn Kirchenverantwortliche sich auf den Gottesdienst fokussieren. Der ist nicht mehr das Zentrum kirchlichen Handelns.“ Heute setzten sich auch nicht mehr alle vor den Fernseher und schauten „Wetten, dass ...?“. Heute gibt es unzählige Programme und jeder wählt für sich eins aus. So ist es auch in der Kirche. Im Studiengang Religions- und Gemeindepädagogik, dessen Studiengangsleiter Wolfgang Ilg ist, erwerben Studierende Kompetenzen sowohl für den Religionsunterricht als auch für viele außerschulische Bildungsaufgaben.





Landesbischof Ernst-Wilhelm Gohl und EKD-Synodenpräsident Anna-Nicole Heinrich werden beim Studientag an der Evangelischen Hochschule von Studentin Ines Wagner (2. Semester) interviewt.

DIE WIEDEKING-STIFTUNG

steht für drei Stiftungen in Stuttgart, Bietigheim-Bissingen und Beckum, die von den Stiftern Ruth und Wendelin Wiedeking gemeinsam mit weiteren ehrenamtlichen Vorständen geführt werden. Das Stiftungsvermögen beträgt rund 35 Millionen Euro. Für gemeinnützige Projekte in den Bereichen **Soziales, Kultur und Wissenschaft** werden jährlich zwischen **200.000 Euro** und **500.000 Euro** ausgeschüttet. Die Förderung schließt Projekte aus, deren Realisierung staatlichen Institutionen obliegt.

Das gemeinnützige Engagement begründen Ruth und Wendelin Wiedeking mit ihrer Überzeugung:

„Es war immer unsere Lebenseinstellung, die Menschen an unserem Erfolg teilhaben zu lassen und den schwächsten Mitgliedern unserer Gesellschaft zu helfen.“

Gefördert werden Einrichtungen wie der Schülerwettbewerb **Mathematik ohne Grenzen** oder das Projekt **Verkehrssicherheit für Kindergartenkinder** der Landesverkehrswacht Baden-Württemberg e.V. Seit mehr als zehn Jahren engagiert sich die Wiedeking-Stiftung für den Verein **Straßenkinder Leipzig**, der bisher über 160.000 Euro für sein soziales Wirken erhalten hat. Auch der Verein **Stille Not Stuttgart**, der Bedürftige ohne Lobby unterstützt, wird bedacht, ebenso die Einrichtung **Horizont**, die wohnungslosen Müttern und deren Kindern in München ein sicheres Zuhause bietet. Förderung kommt auch dem **Schlupfwinkel Stuttgart** zugute, einer Anlauf- und Kontaktstelle für junge Menschen ohne ein Zuhause.

Die Stiftung **Kinderland Baden-Württemberg**, ein Projekt der Baden-Württemberg Stiftung, wird für ihr Vorhaben, Feinmotorik und handwerkliche Fähigkeiten von Kindern zu verbessern, unterstützt. Dem **Förderverein für krebskranke Kinder** in Tübingen wurde ein Skoda Fabia für Fahrten der betroffenen Kinder ins Krankenhaus übergeben. Anlaufstellen für **Familien in Krisensituationen** werden ebenso unterstützt wie das gesellschaftspolitisch relevante Festival **Leipzig zeigt Courage**, auch die finanzielle Unterstützung von ministeriell nicht in Planstellen vorgesehenen **Lehrstühlen**, das **Deutsche Literaturarchiv in Marbach** oder Maßnahmen zur **frühmusikalischen Erziehung** und zur **Sprachförderung von Kindern**.

Anträge auf Förderung können jederzeit an die Wiedeking-Stiftung gestellt werden. Informationen zur Antragstellung finden sich auf der Website:

www.diewiedekingstiftung.de

Die Vorstände der Wiedeking-Stiftung prüfen alle eingegangenen Anträge und entscheiden in ihren Halbjahressitzungen über Relevanz, Gemeinnützigkeit und Unterstützungswürdigkeit.

Jugend zählt 2

Unter www.jugend-zaehlt.de sind die Buchveröffentlichungen zur statistischen Erhebung frei zugänglich. Und für alle Gemeinden und Kirchenbezirke bietet www.jugend-zaehlt.de/auswertungen detaillierte Daten auf lokaler Ebene.

Konfi-Arbeit übers Internet evaluieren: i-konf

Ein Schwerpunkt der Ludwigsburger „Forschungsgruppe Jugendarbeit“ liegt dabei im Feld der Konfi-Arbeit. Die empirischen Studien zu Konfirmand*innen starteten national und breiteten sich dann international aus in sieben europäische Länder: Deutschland, Österreich, Schweiz, Finnland, Schweden, Norwegen und Dänemark. Ungarn und Polen kamen später noch hinzu. Ideengeber und Netzwerker war der Tübinger Theologe Friedrich Schweitzer, der den Lehrstuhl für Praktische Theologie/Religionspädagogik an der Universität Tübingen innehatte. „Uns war wichtig, repräsentativ zu sein, Stichproben zu haben, die die Gesamtheit widerspiegeln. Das erreicht man durch einen gesteuerten Zufall“, erklärt Prof. Dr. Ilg. „Dafür haben wir mit dem renommierten Institut Gesis zusammengearbeitet, dem Leibnitz-Institut für Sozialwissenschaften in Mannheim.“ Das wird durch Forschungsetats des Bundes und der Länder finanziert. „Da kommen nur große Forschungsprojekte rein. Unseres war groß: Es gab zu der Zeit 16.000 Kirchengemeinden in Deutschland, aus denen ausgewählt wurde – und die seit 2007 durchgeführten Konfi-Studien leisteten in Sachen repräsentativer Stichprobenauswahl im Feld der Kirchengemeinden eine Pionierarbeit. Für die Fragebögen der früheren Studien waren Heerscharen von studentischen Hilfskräften mit Abtippen und Einscannen beschäftigt. „Uns war klar: Wenn wir weitermachen, brauchen wir einen Methodenwechsel“, sagt Prof. Ilg. Er ließ von der Berliner Internetagentur Cosmoblonde ein Verfahren

entwickeln, wie Pfarrer*innen, Diakon*innen, Konfirmand*innen und Mitarbeiter*innen selbst schnell und unkompliziert vor Ort die Konfi-Arbeit übers Internet evaluieren können – finanziert von der Kirche und dem Bundesjugendministerium: i-konf. Hinterlegt sind Fragebögen, die mit Zugangscodes zu Beginn und am Ende der Konfi-Zeit am Smartphone beantwortet werden. „Und die Gruppenleitungen haben eine Sekunde später anonymisiert die Ergebnisse.“ Das Projekt stemmte die EH Ludwigsburg zusammen mit der Humboldt-Universität in Berlin. „Wir arbeiten mit Prof. Dr. Henrik Simojoki, der den Lehrstuhl für Praktische Theologie und Religionspädagogik an der HU innehat, zusammen. Spannend ist, dass wir die Fragebögen über einen anonymen Code miteinander verbinden. So können wir in neun Ländern mit zwei Befragungszeitpunkten über längere Zeiträume individuell zuordnen, ob bei Jugendlichen beispielsweise die Zustimmung zum Glauben wächst oder nicht. Eine spannende Dimension!“

Konfirmandenarbeit verbessern

Die Website zur internationalen Studie heißt www.Konfirmandenarbeit.eu und ist verlinkt mit dem digitalen Feedbacktool www.i-konf.eu. Die Daten werden auf lokaler und regionaler Ebene ausgewertet.

Handbuch Jugendverbandsarbeit

Die Expertise der EH Ludwigsburg reicht über die rein kirchliche Jugendarbeit hinaus. Aktuell ist eine Neuauflage des „Handbuch Jugendverbandsarbeit“ in Vorbereitung, das die über 30 Jahre alte Vorgängerausgabe ersetzen soll. Die Ludwigsburger Professoren Rolf Ahlrichs und Wolfgang Ilg bilden mit den Kolleginnen Prof. Dr. Wibke Riekmann aus Hannover und Dr. Liane Pluto aus München das Herausgeberteam. Informationen unter www.jugendarbeitsforschung.de/handbuch

Neue Technologien für das Gesundheitswesen

Die Forschungsgruppe „Gesundheit – Technik – Ethik“ an der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg beschäftigt sich mit interdisziplinären Themen an den Schnittstellen von Gesundheits- und Sozialwissenschaften mit neuen Technologien.

TEXT: DR. FELIX TIRSCHMANN UND PROF. DR. KIRSTEN BRUKAMP

Die Forschungsgruppe konzentriert sich auf die Untersuchung der gesellschaftlichen Auswirkungen von Gesundheitstechnologien. Sie bietet Interessierten die Möglichkeit, wissenschaftliche Qualifikationsarbeiten über den Promotionsverband der Hochschulen für Angewandte Wissenschaften (HAW) in Baden-Württemberg anzufertigen. In regelmäßigen Abständen finden Projektvorstellungen in den Studiengängen für Pflege und Soziale Arbeit statt. Diese Präsentationen bieten Studierenden eine wertvolle Gelegenheit, sich mit aktuellen gesellschaftlich relevanten Forschungsprojekten auseinanderzusetzen.

Gesundheitstechnologien können für Diagnose, Behandlung und Prävention von Krankheiten eingesetzt werden. Sie zielen auf eine Verbesserung der Gesundheitsversorgung ab. Angesichts der hohen Vulnerabilität betroffener Gruppen im Gesundheitswesen bringt der Einsatz von Gesundheitstechnologien jedoch zahlreiche ethische und soziale Herausforderungen mit sich. Die Forschungsgruppe begegnet diesen Herausforderungen mit einem integrierten Forschungsansatz, der den Menschen als schutzbedürftiges Wesen in den Mittelpunkt rückt.

„Integrierte Forschung“ bezeichnet die enge Zusammenarbeit zwischen Personen aus der Wissenschaft, Betroffenen, Fachkräften aus dem Gesundheitswesen und Unternehmen, die entsprechende Technologien

entwickeln. Nach diesem Ansatz sollen bereits in der Entwicklungsphase von neuen Gesundheitstechnologien nicht nur technische Lösungen gefunden werden, sondern auch ethische, rechtliche und soziale Aspekte Berücksichtigung finden. Dabei werden sowohl die direkten Auswirkungen auf die Nutzenden als auch die Folgen für die Gesellschaft insgesamt betrachtet. Zentrale gesundheitsethische Themen sind dabei die Wahrung von Autonomie bei den Betroffenen, die Förderung von Fürsorge und die gerechte Verteilung von Gesundheitsleistungen.

Ein aktuelles Beispiel für die Arbeit der Forschungsgruppe ist das Projekt „PerCard – Personalised Prognostics and Diagnostics for Improved Decision Support in Cardiovascular Diseases“. Dieses Projekt befasst sich

mit personalisierter Prognostik und Diagnostik für Herz-Kreislauf-Krankheiten. Dafür werden Methoden der Künstlichen Intelligenz (KI) genutzt, um die Vorhersagekraft von Risikoabschätzungen zu verbessern und Geschlechter-Verzerrungen in bestehenden Verfahren zu reduzieren. Geschlechter-Verzerrungen bedeuten in diesem Zusammenhang, dass medizinische Diagnosen und Prognosen oft auf Daten basieren, die überwiegend von männlichen Patienten stammen. Dadurch können die spezifischen Risiken und Symptome von Frauen weniger genau erfasst

Gesundheitstechnologien werden für Diagnose, Behandlung und Prävention von Krankheiten eingesetzt.



© www.projekt-arne.de

werden. Mit der PerCard-Projekt-Software können Behandelnde persönliche Risikoprofile für die von ihnen betreuten Betroffenen erstellen.

Beim Projekt „NeuroCommTrainer – Trainings- und Kommunikationssystem für schwer hirngeschädigte pflegebedürftige Menschen“ stand die Entwicklung eines Kommunikationsapparats für Personen mit schweren erworbenen Hirnschädigungen im Vordergrund. In manchen Fällen ist es unklar, inwiefern Menschen mit sehr ausgeprägten Bewusstseinsstörungen überhaupt Außenreize wahrnehmen können. Solchen Betroffenen, insbesondere im sogenannten „Wachkoma“, soll eine Möglichkeit zur Kommunikation geboten werden. Um eine individuelle Förderung zu ermöglichen, wurden Gehirnstrommessungen zur Erkennung absichtlicher Reaktionen ausgeführt. Obwohl



Viele neue Technologien zielen darauf ab, das Personal im Gesundheitswesen zu unterstützen und zu entlasten.

die finanzielle Förderung für das Projekt NeuroCommTrainer abgelaufen ist, wird die angestrebte Technologie weiterentwickelt.

Viele neue Technologien zielen darauf ab, das Personal im Gesundheitswesen zu unterstützen und zu entlasten. Das ist ein wichtiger Aspekt vor dem Hintergrund des demografischen Wandels und eines jetzt schon bestehenden Fachkräftemangels in der Pflege. Gleichwohl besteht die zentrale Aufgabe von Gesundheitstechnologien darin, die Lebensqualität von Patientinnen und Patienten zu verbessern. Durch den gezielten Einsatz von Technologien sollen Betroffene ihre Selbstständigkeit bewahren und weniger auf fremde Hilfe angewiesen sein. Gesundheitstechnologien haben somit ein hohes Potenzial, aktiv zur Förderung von Selbstbestimmung und sozialer Teilhabe beizutragen.

Vaterschaft in Zeiten des Wandels

Wie Väter ihre Teenager im Alltag und in gesellschaftlichen Fragen begleiten. Ein Forschungsprojekt zu Care, Männlichkeit und Demokratie.

TEXT: PROF. DR. JOHANNA POSSINGER

Was bewegt Väter und Teenager? Wie gelingt es ihnen, miteinander über Politik und große gesellschaftliche Herausforderungen ins Gespräch zu kommen? Wie engagieren sich Väter im Alltag für ihre jugendlichen Kinder? Und wie denken ihre Teenager darüber? Diesen Fragen geht ein neues Forschungsprojekt der EH Ludwigsburg in Kooperation mit dem Deutschen Jugendinstitut München nach. Gefördert wird es von der Stiftung Ravensburger Verlag.

Ziel der Studie ist es, besser zu verstehen, wie familiäre Beziehungen und gesellschaftlicher Wandel zusammenwirken. Bisher konzentriert sich die Väterforschung vor allem auf Väter kleinerer Kinder. Die wenigen Studien zu Vätern und Teenagern zeigen, dass in der gemeinsamen Kommunikation häufig Themen der Außenwelt wie Schule, Sport und Politik im Vordergrund stehen. Diese Außenwelt ist selbst im Wandel, geprägt von politischen Trends, die über Medien Einzug in Familien halten. Gleichzeitig gelten Familien als zentrale Orte politischer Bildung. In der Jugend entwickeln Kinder ein eigenes politisches Denken häufig im Austausch mit ihren Eltern. Wie genau dieser Bildungsprozess innerhalb der Familie abläuft, ist bislang kaum erforscht.

Ein Schwerpunkt der Studie liegt auf dem Verhältnis der Generationen. Väter und Teenager werden getrennt interviewt. Schon jetzt zeigt sich, dass es



© Berthold Steinhilber

in Familien oftmals intensive Gespräche, aber auch Spannungen zu den gesellschaftlichen Fragen unserer Zeit gibt. Politische Aushandlungsprozesse finden statt, nicht selten lernen die Väter dabei auch von ihren jugendlichen Kindern. Ergänzend zu den qualitativen Interviews der EH Ludwigsburg wertet das Deutsche Jugendinstitut vorhandene quantitative Daten seines AID:A-Surveys aus („Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten“), um repräsentative Befunde zu gemeinsamen Aktivitäten, Zeitverwendung und Kommunikation zwischen Vätern und Jugendlichen zu gewinnen.



© Mixetto

Johanna Possinger ist Professorin für Frauen- und Geschlechterfragen in der Sozialen Arbeit und Familiensoziologin an der EH Ludwigsburg. In ihrer aktuellen Studie geht es um das Engagement von Vätern für ihre jugendlichen Kinder im Alltag – und um die politische Bildung innerhalb der Familie.

Ein besonderes Merkmal des Projektes ist auch, dass Studierende der EH aktiv mitforschen, etwa im Rahmen von Abschlussarbeiten sowie dem Projektstudium. Dank ihres großartigen Engagements konnten bereits über 70 Interviews mit 32 Familien geführt werden. Die Forschung der Studierenden bereichert das Projekt inhaltlich, zugleich sammeln die Studierenden wertvolle Erfahrungen im gesamten Prozess qualitativer Forschung und sind mit großer Motivation Teil einer „echten“ Studie.

Das Projekt läuft noch bis Ende 2027. Die Ergebnisse sollen Impulse für die Soziale Arbeit geben, vor allem im Bereich Väterarbeit, Familienbildung,

Medienpädagogik und politische Bildung. Gleichzeitig sollen sie Forschungslücken an der Schnittstelle von Familiensoziologie und politischer Sozialisationsforschung schließen.

Sie kennen Väter und Jugendliche, die Interesse an einem Interview hätten? Dann freuen wir uns über eine Nachricht: vaterschaft@eh-ludwigsburg.de



Kirche der Zukunft gemeinsam gestalten

Wenn die Kirche kleiner wird, muss die Arbeit neu organisiert werden.

Im Forschungsprojekt „Multiprofessionelle Teamarbeit in der evangelischen Kirche“ wurden dazu Modelle untersucht. Prof. Dr. Claudia Schulz und Tabea Spieß verantworten das Projekt.

In den meisten Kirchengemeinden arbeiten Menschen aus verschiedenen Berufen miteinander, zum Beispiel eine Pfarrerin mit einem Diakon, mit der Kirchenmusikerin, dem Mesner oder den Reinigungskräften. Nun wird die Kirche kleiner, die Zahl der Mitglieder sinkt und damit sinken auch die finanziellen Möglichkeiten. Fachkräfte fehlen ohnehin überall. Einige evangelische Landeskirchen in der EKD (Evangelische Kirche in Deutschland) haben darum Konzeptionen entwickelt, nach denen die Arbeit in der Kirchengemeinde oder in einem Gemeindeverbund im Team neu organisiert werden kann. Dabei kommt es auf die Kompetenzen und Interessen der Teammitglieder an. Wenn alle einbringen, was sie gut können, und dabei gut aufeinander achten, ist mehr möglich als bisher. So können ausreichend Menschen in der Kirche beschäftigt werden, auch in verantwortlichen Positionen. Das macht kirchliche Berufe insgesamt attraktiver.

Im Forschungsprojekt „Multiprofessionelle Teamarbeit in der evangelischen Kirche“ wurden

diese Modelle untersucht: Prof. Dr. Claudia Schulz und Tabea Spieß befragten und beobachteten seit März 2023 kirchliche Teams in drei evangelischen Landeskirchen: in Westfalen, Kurhessen-Waldeck und Anhalt. Sie sprachen mit Fachkräften und Ehrenamtlichen vor Ort: Wie läuft die Zusammenarbeit, welche guten Erfahrungen gibt es und welche Schwierigkeiten?

Jetzt ist das Projekt ausgewertet. Teamarbeit klingt schön, ist aber nicht ganz leicht: Viele sind es gewohnt, dass es vor allem auf Pfarrerinnen und Pfarrer ankommt, dass sie eine Schlüsselposition haben oder eine besondere Symbolkraft. Aber damit werden andere schnell zur Assistenz, was für gut qualifizierte Fachkräfte nicht passt. Andere wiederum sind eine echte Zusammenarbeit über einfache Absprachen hinaus nicht gewohnt. All das braucht Geduld, die nicht alle immer aufbringen.

Für die Landeskirchen und ihre Gemeinden ist es herausfordernd, das Gefüge aus kirchlichen Berufen noch einmal auf den Prüfstand zu stellen. Viele Strukturen sind noch nicht flexibel genug, es braucht

Prof. Dr. Claudia Schulz



© Berthold Steinhilber



Fachtag „Multiprofessionelle Teamarbeit in der evangelischen Kirche“

neue Strukturen, mehr Rechte für Hauptamtliche neben dem Pfarrberuf, ebenso Fortbildungsangebote, wo Fachkräfte in neuen Situationen neue Kompetenzen benötigen. Neue Formate für Besprechungen und Vernetzungen müssen entstehen.

Diakonische Berufsgruppen können vieles einbringen: Neben pädagogischem Know-how wissen sie, wie man sich mit anderen Playern am Ort vernetzt, wie man Menschen beteiligt und die sozialen Verhältnisse im Auge behält. In vielen Landeskirchen werden die Grenzen zwischen den Berufen durchlässig: Wenn die Diakonin in der Gemeinde auch die Seelsorge in Altenheimen übernimmt und Kontakte zu Angehörigen knüpft, kann sie durchaus auch die Beerdigung übernehmen. Wenn der Jugendreferent mit Kindern und ihren Familien arbeitet, ist er auch für den Familiengottesdienst verantwortlich. Aus ersten Veränderungen entstehen weitere: Die Kirchenmusikerin hält die musikalische Andacht im Konfirmandenprojekt. Eine Quartiersmanagerin wird eingestellt, um in einer neu fusionierten Gemeinde den Zusammenhalt im Ort zu stärken. Ein überzähliges Pfarrhaus wird zum Veranstaltungshaus für Jugendliche umfunktioniert.



© Claudia Schulz

Vor allem für Gegenden mit einem starken Strukturwandel kann das eine echte Verbesserung bedeuten. In ländlichen Gebieten mit wenig hauptamtlichem Personal für mehrere Ortschaften steigt die Belastung für die Teams noch stärker als in der Stadt. Neue Arbeitsformen können helfen: Familiengottesdienste wandern von Dorf zu Dorf, Jugendarbeit wird rund um die Schulen angesiedelt, Selbsthilfe-Modelle und neue Beteiligungsstrukturen werden entwickelt.

Das Forschungsprojekt wurde von den Forscher*innen der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg in Zusammenarbeit mit dem Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD und einem Team der drei beteiligten Landeskirchen entwickelt.

In Anhalt stehen Hunderte Jahre alte Kirchengemäuer, die als Kirche nicht mehr zu retten sind, aber deren schöne Mauern erhalten bleiben und neuen Nutzungsideen Raum geben. Sie sind ein Sinnbild für die Arbeit in der Kirche: Es gibt Abbrüche und Abschiede – und es gibt Ideen, die „alten Steine“ zu nutzen, so dass sie zu Neuem anregen.

Ein Herz für alte Menschen

Vor neun Jahren floh Huda Almohamad mit sieben Geschwistern aus Syrien. Inzwischen studiert sie Soziale Arbeit an der Evangelischen Hochschule in Ludwigsburg und sagt: Meine Heimat ist Deutschland.

TEXT: HUDA ALMOHAMAD

Ein Schleuser brachte die Familie von Idlib in den Libanon. „Ich wusste, wenn wir die Flucht überleben, würde ich studieren.“



Eine brüchige Frauenstimme meldet sich am Telefon: „Hallo, hier ist Monika Mantel. Ich brauche Ihre Hilfe.“ Die Stimme ist mir vertraut, denn ich kenne Frau Mantel. Sie gehört zu den Menschen, um die sich der mobile Pflegedienst *humeditas* in Schorndorf kümmert. Seit einem Jahr arbeite ich dort neben meinem Studium.

Monika Mantel ist 89 Jahre alt und schwach auf den Beinen. Das macht ihr zu schaffen. Ihr Leben lang war sie auf Achse, betreute ihre behinderten Söhne, die blind zur Welt kamen. Inzwischen sind beide in den Sechzigern und leben im Heim. „Es ging nicht mehr anders“, sagt sie. „Ich kann mich ja nicht mal mehr selbst versorgen!“ Sie ist kein wehleidiger Typ, aber neben der Sorge um die Söhne kommt die Angst vor der eigenen Hilflosigkeit, die umso drückender ist, wenn man wie sie Tag und Nacht allein ist.

Hilferufe sind keine Seltenheit in unserem Pflegealltag, wenn Angst und Einsamkeit nicht mehr zu ertragen sind. Das berührt mich sehr und motiviert zu helfen. Und das nicht nur in einer Form, die sich auf Tabletteneingabe beschränkt. Die 45 Mitarbeiter des *humeditas*-Pflegedienst mit Standorten in Göppingen und Schorndorf betreuen 150 Menschen, die noch in ihren eigenen vier Wänden leben. Wir verabreichen Medikamente, verbinden Wunden und unterstützen beim Duschen. Manchmal helfen wir auch beim Putzen oder begleiten die Menschen zum Arzt. Meist helfe ich in der Verwaltung aus. Mir gefällt unser Multikulti und die unterschiedlichen Kompetenzen meiner Kolleginnen und Kollegen. Wir haben examinierte Pflegekräfte, junge Menschen, die noch ausgebildet werden, und Ungelernte, jeder und jede mit eigenen Stärken und Schwächen. Was der eine nicht so gut kann, gleicht die andere aus.

Als ich im Jahr 2015 als syrischer Flüchtling mit meiner Familie nach Deutschland kam, hätte ich nie gedacht, dass dieses Land einmal meine Heimat werden würde. Ich bin jetzt 30 Jahre alt, die Älteste von sieben Geschwistern, und wohne seit wenigen Monaten in Aichelberg, zehn Minuten von meiner Familie entfernt, die ich täglich besuche. Meine Eltern haben mich immer ermutigt zu lernen. Ich wusste: Wenn wir die Flucht überleben, würde ich studieren.

Es war Ende Dezember 2012 um sieben Uhr morgens, als wir uns in Richtung Libanon absetzten. Die Route war lebensgefährlich, weil wir jederzeit Assads Soldaten oder Leuten der Terrororganisation IS in die Arme hätten laufen können. Aber wir hatten Monate gehungert, es war kaum noch möglich, sauberes Trinkwasser zu bekommen, Strom hatten wir schon lange nicht mehr. Und von einem Flugplatz in der Nähe unseres Dorfes bombardierte das Militär die Region. Wenige Tage zuvor war die Grundschule getroffen worden, die meine kleinen Geschwister besuchten. Wie durch ein Wunder überlebten sie. Es reicht, sagte meine Mutter, wir müssen aus dem Land. Mein Vater fragte uns Kinder, ob wir einverstanden sind. Sie zahlten viel Geld, damit uns ein Schleuser von Idlib im Nordwesten Sy-

riens in den Libanon brachte. Ich war damals 18, meine jüngste Schwester gerade ein Jahr alt geworden.

Zwei Jahre wohnten wir in einem Flüchtlingslager im Zelt. Im Vergleich zur Zahl seiner Einwohner hat der Libanon weltweit am meisten Geflüchtete aufgenommen, die meisten Familien dort fristen ihr Leben unterhalb der extremen Armutsgrenze. Es war die härteste Zeit in meinem Leben. Im Lager fing ich an, mit Flüchtlingskindern zu arbeiten und zu spielen. Manchmal von früh bis spät.

Nach zwei Jahren durften wir nach Deutschland einreisen. Eine unglaubliche Freude! Ich brannte darauf, Deutsch zu lernen und das Abitur nachzuholen. Sobald wir im Flüchtlingsheim in Holzmaden untergekommen waren, bat ich die Grundschullehrerin meiner kleinen Geschwister, an ihrem Unterricht mit teilnehmen zu dürfen, um so Deutsch zu lernen. Nachdem meine Mittlere Reife anerkannt wurde, begann ich eine Ausbildung zur Erzieherin. Ich hatte ja im Flüchtlingslager gespürt, dass mir die Arbeit mit Kindern gefiel und lag. Neben meiner Ausbildung machte ich mein Fachabitur in Nürtingen und studierte in Ludwigsburg das Fach Bildung und Erziehung im Kindesalter mit

Hilferufe sind keine Seltenheit in unserem Pflegealltag, wenn Angst und Einsamkeit nicht mehr zu ertragen sind. Das berührt mich sehr und motiviert zu helfen.



Herr Host wohnt allein, seine Tochter lebt in Australien. Jeden Tag schreibt er ihr eine E-Mail. Jeden Tag schreibt sie zurück.

Bachelor-Abschluss. Inzwischen studiere ich Soziale Arbeit mit dem Schwerpunkt Gesundheit. Im Sommer hab ich den Master. Und danach möchte ich promovieren.

Gespräche mit älteren Menschen sind für mich von großem Wert. Sie erzählen von Urlaubsreisen ins Allgäu oder an den Bodensee, welchen Menschen sie begegnet sind, ob hilfsbereiten und großherzigen oder auch neidischen und missgünstigen. Sie berichten, dass sie Lehrer waren, Schreiner, Friseurin – oder Mutter und Hausfrau. So wie Frau Mantel mit ihren blinden Söhnen.

Manchmal spricht Frau Mantel über meine Kolleg*innen. Ich merke, wie sensibel sie wahrnimmt, wer sie freundlich-fröhlich begrüßt und wer nur schnell fertig sein möchte. Wer die Tasse Tee genervt reicht oder mit einem Lächeln, das weder Zeit noch Geld kostet, aber einen feinen Unterschied macht. Denn bei vielen sind wir der einzige Besuch am Tag, manchmal der einzige in der Woche.

Neulich besuchte ich Herrn Host, um Details zu unserer Pflege zu besprechen. Er lebt allein und seine Tochter wohnt in Australien. Jeden Tag schreibt er ihr

eine E-Mail. „Ich erzähle ihr, wie ich geschlafen habe und was ich heute mit Ihnen bespreche.“ Eine Mail jeden Tag. Seine Tochter antwortet jeden Tag. Kümmerst sich aus der Ferne, bezahlt online Rechnungen und organisiert Arzttermine, schickt Fotos und kleine Erzählungen von der anderen Seite der Welt. Eine E-Mail pro Tag, die Herr Host täglich schickt, und eine, auf die er wartet. Die ihm zeigt, dass er nicht ganz vergessen ist und jemand an ihn denkt. Es zerreißt mir das Herz. Unsere Pflegenden können nicht die Familie ersetzen. Sie können nur dafür sorgen, dass sie noch in ihrem Zuhause bleiben können.

Diese Einsamkeit in Deutschland! Ich erlebe, dass alte Menschen jahrelang ohne Kontakt zu anderen Menschen sind, uns Pflegenden ausgenommen. Manche haben Kinder und Enkelkinder – aber keiner kommt. Was ist da passiert? Ich kann das kaum nachvollziehen, denn mein Leben in Syrien war anders. Jeden Tag

besuchte ich nach der Schule meine Großmutter und als sie pflegebedürftig wurde, half ich ihr im Haushalt, kümmerte mich um ihre Bienenstöcke, die Hühner und den Hund. Ihr Haus und das riesige Grundstück mit Obstbäumen waren für mich ein kleines Paradies. Am meisten liebte ich unsere Gespräche. Sie erzählte mir, wie mein Opa bei einem Unfall starb und sie allein mit neun kleinen Kindern durchkommen musste. Die großen versorgten die kleinen. Als alle später heirateten und Enkelkinder kamen, war die Familie riesig. Sie starb, kurz bevor wir aus Syrien geflüchtet sind. Wir hätten sie nicht zurückgelassen.

Als gläubige Muslima bin ich Gott dankbar, dass ich hier leben und studieren kann. Deutschland ist meine Heimat geworden. Manchmal werde ich angepöbelt, weil ich Kopftuch trage und eine Geflüchtete bin. Neulich sagte einer zu mir: „Du bist so intelligent, aber mit Kopftuch könnte ich dich nicht einstellen.“ Der hatte ein hohes Bildungsniveau! Und sagt so was! Ein anderes Mal erzählte ich, dass ich an der Evangelischen Hochschule studiere und ein Typ sagte: „Darfst du das überhaupt mit Kopftuch?“ Von den allermeisten Menschen werde ich aber akzeptiert und respektiert. Beim Pflegedienst ohnehin.

Nicht immer sind die Klienten lieb. Manche sind gereizt oder aggressiv, beschimpfen und beleidigen uns. Weil sie hilflos geworden sind. Oder fortgeschritten

demenzkrank. „Warum bist du in meinem Haus? Sofort raus hier! Ich will keine fremden Menschen hier!“, wurde neulich meine Kollegin angeschrien, als sie der alten Frau unter die Dusche half. Ich telefonierte mit dem Sohn. „Ich schäme mich. Das ist nicht meine Mutter. Sie war immer eine freundliche Frau! Ihre Demenz überfordert uns alle.“ Es tat weh zu hören, wie sehr er unter dem schwindenden Bewusstsein seiner Mutter litt.

In solchen Situationen ergänzen sich Erfahrung im Bereich Pflege und Wissen aus dem Studienfach Soziale Arbeit. Sensibilität und Einfühlungsvermögen sind wichtig, um komplexen und emotional belastenden Anforderungen der Pflege gerecht zu werden. Deshalb sprach ich mit dem Sohn offen über die Option Heim. Seine Mutter wäre dort nicht mehr so viel allein und es gebe dort Pflegenden, die mit Demenzkranken gut umgehen können. „Ihre Mutter ist nicht böse. Aus ihrer Sicht war die Pflegenden eine wildfremde Frau und das machte ihr Angst.“

Wir lernen im Studium auch Grundlagen der Psychologie und Soziologie. Das hilft beim Umgang mit Klienten, aber auch mit Mitarbeitern, Krankenkassen und Heimen. Die Gesellschaft braucht uns, damit Pflege nicht nur professionell, sondern auch menschlich gestaltet wird.

Solche Momente des Vertrauens sind es, die meinen Arbeitsalltag besonders machen.

ANZEIGE

Gesellschaftliche Herausforderungen mitgestalten? Job mit Sinn gesucht?

Dann sind Sie bei uns genau richtig.

Der Kreisdiakonieverband Ludwigsburg – die Diakonie der Ev. Kirchengemeinden im Landkreis Ludwigsburg – bietet **vielfältige Beratungs- und Hilfsangebote** in Bereichen wie Sozialberatung, Suchthilfe, Flüchtlingsarbeit, Schuldnerberatung, Secondhand-Läden und mehr.

Für Studierende der Sozialen Arbeit, Diakoniewissenschaften oder Sozialpädagogik bieten wir:

- ▶ Semesterpraktika (vergütet)
- ▶ Projektpraktika
- ▶ Betreuung von Abschlussarbeiten
- ▶ Ehrenamt mit Sinn und Bezug

Für Absolvent*innen bieten wir:

- ▶ Berufseinstieg mit Perspektive
- ▶ Vielfältige, sinnstiftende Arbeitsfelder
- ▶ Kollegiales Umfeld mit Gestaltungsspielraum

Mehr zur Mitarbeit bei uns erfahren Sie unter
▶ www.kdv-lb.de



Von hier kommen die Diakoninnen und Diakone!

Ob in der Jugendarbeit, als Gemeindediakon*in oder Religionslehrer*in:
Diakoninnen und Diakone stehen für das soziale und pädagogische Handeln der Kirche.

Wie gelangt man in diesen Beruf, der neben dem Pfarramt für die Kirche entscheidend ist? In der Württembergischen Landeskirche liegt die Regelausbildung für den Diakonat an der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg. Die beruflichen Anforderungen sind vielfältig. Um ihnen gerecht zu werden, sind Diakon*innen doppelt qualifiziert: In einem verzahnten System erwerben sie nach sieben Semestern einen Bachelor in Diakoniewissenschaft oder Religionspädagogik / Gemeindepädagogik. Da viele Module anerkannt werden, dauert der Weg bis zum anschließenden zweiten Bachelor in Sozialer Arbeit nur zwei weitere Semester.

Die Studierenden lernen teils in intensiven, kleinen Lerngruppen der Diakonatsstudiengänge, teils mit den großen und diversen Gruppen der Sozialen Arbeit und werden dadurch auf den Dienst der Kirche „in der Welt“ vorbereitet.

„Die Landeskirche ist froh, dass sich jedes Jahr Menschen für die Studiengangskombinationen der EH entscheiden, darin gut qualifiziert werden und sich danach als Diakon*in berufen lassen. Durch sie bekommen kirchlicher Auftrag in der Welt und diakonische Perspektive in der Kirche Gesicht und Gestalt“, sagt Kirchenrat Stefan Alger, zuständiger Referent für die Qualifikation von Diakon*innen im Ev. Oberkirchenrat.

Die Studiengangsleiter Prof. Dr. Björn Görder (DW) und Prof. Dr. Wolfgang Ilg (RPGP) berichten, dass die Studienanfängerplätze von je 30 Studierenden pro Jahr zwar nicht ganz ausgeschöpft werden, „im Vergleich zu anderen Hochschulen stehen wir aber hervorragend da“.

Mehr unter:



Sukkat Salam

Ein interkultureller Begegnungsraum fördert den jüdisch-muslimischen Dialog

Sukka ist hebräisch und steht für eine jüdische Laubhütte, Salam ist arabisch und bedeutet Frieden. Aus den beiden Begriffen leitet sich der Name des interkulturellen und interreligiösen Begegnungsraums ab, den der Stuttgarter Verein „kubus e.V.“ entwickelt und gestaltet hat. Beteiligt waren im Frühjahr und Sommer 2025 zehn Studierende der EH Ludwigsburg aus den Studiengängen Soziale Arbeit und Internationale Soziale Arbeit im Projektseminar mit ihrer Professorin Dr. Elke Schierer.

Im Mai stand die „Laubhütte“ eine Woche auf dem Marienplatz in Stuttgart, im Juli in Ludwigsburg auf dem Akademiehof. Immer geht es um nachhaltige und kreative Bildungsarbeit zu den Themen Antisemitismus und antimuslimischer Rassismus. Das Konzept möchte in erster Linie Jüd*innen, Muslim*innen und

Migrant*innen zu Akteur*innen ihrer eigenen Lebenswelt machen, dadurch wird ein selbstbestimmter inklusiver Zugang des Austausches geschaffen. Die Studierenden gestalteten vier Angebote in der Sukkat Salam auf dem Akademiehof in Eigenregie und kooperierten mit Vereinen, Projekten und Initiativen. Die Sukkat Salam soll ein Austausch- und Begegnungsort für alle sein. „Unsere Studierenden haben diese Arbeit sehr engagiert unterstützt und Projektarbeit in ihrer Dynamik kennengelernt“, erklärt Professorin Dr. Elke Schierer. Sie haben Ideen entwickelt wie den „Tanz der Kulturen“, wo Tänze aus unterschiedlichen Kulturkreisen gelernt werden können wie der Reigentanz Hora und Dabke, bei dem sich die Tänzer*innen an den Händen halten und die Schultern zusammenhalten. Auch eine professionelle

Rap-Tänzerin tritt auf. Die Studierenden finanzierten die Umsetzung der Ideen durch Fundraising – „eine wertvolle Erfahrung für den Theorie-Praxis-Transfer“.

Oron Haim und Meryem Polat verantworten das Projekt Sukkat Salam vonseiten des Stuttgarter Vereins „kubus“, der sich für gleichberechtigte Teilhabe einsetzt und den jüdisch-muslimischen Dialog fördert. „Sie tun, was trotz und gerade wegen des Weltgeschehens wichtig ist: Sie schaffen Verständnis und Gemeinschaft – mischen auf, mischen mit und werden sichtbar.“



Zehn Studierende gestalten Angebote in Eigenregie im Projektseminar mit ihrer Professorin Dr. Elke Schierer. Oron Haim (r.) verantwortet das Projekt im Stuttgarter Verein „kubus“, Dr. Michael Blume, Beauftragter der baden-württembergischen Landesregierung gegen Antisemitismus, besuchte die Auftaktveranstaltung auf dem Ludwigsburger Akademiehof im Juli 2025.



Frauenpower

Die Evangelische Hochschule Ludwigsburg gehört zu den 56 Hochschulen bundesweit, die im Professorinnenprogramm 2030 von Bund und Ländern ausgewählt wurden, um die Gleichstellung von Frauen und Männern in Wissenschaft und Forschung voranzubringen. In Baden-Württemberg können jetzt zwölf weitere Hochschulen Anschubfinanzierungen für Professuren beantragen, die mit Frauen besetzt werden. Auch die EH Ludwigsburg wurde für ihr Gleichstellungskonzept ausgezeichnet. Prof. Dr. Heike Stammer, Prorektorin an der EH Ludwigsburg, hatte zusammen mit Prof. Dr. Stephanie Goeke und Maria Rehm vom Projekt E(H)Laboriert den Antrag ausgearbeitet. Im Hochschulranking nach Gleichstellungsaspekten (Andrea Löther 2023) erreicht die EH einen Platz in der Ranggruppe 1 der Fach- und Verwaltungshochschulen und ist in der Spitzengruppe bei der Bewertung „Steigerung des Frauenanteils an den Professuren gegenüber 2016“. An der EH sind 27 Professorinnen und elf Professoren – eine Folge der konsequenten Gleichstellungspolitik.

NOST – North-South Teaching Network (Nord-Süd-Lehrnetzwerk)

Das NOST-Studierendennetzwerk ist Teil des Transcultural Interdisciplinary International Partnership Project TIIPP, in dessen Rahmen die EH Ludwigsburg mit sechs Partnerhochschulen in Afrika, Asien und Europa kooperiert: die Benguet State University auf den Philippinen, die Makerere University in Uganda, die University of Gdansk in Polen, die University of Johannesburg in Südafrika, das Rajagiri College in Indien und die VIVES University in Belgien.

Ziel des Netzwerkes ist eine Zusammenarbeit der an einem Projekt beteiligten Studierenden zu verschiedenen Themenfeldern wie postkoloniales Lernen, Best Practices im internationalen Vergleich oder auch Interprofessionalität. Die Studierenden reflektieren die Erkenntnisse aus dem Projektaustausch

und entwickeln gemeinsame Aktionsprogramme, die Relevanz für die Soziale Arbeit in den Partnerländern haben.

Das TIIPP wird durch den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) finanziert und besteht aus fünf Bausteinen, NOST ist einer davon. Schon seit 2006 ist das Thema Internationalisierung fester Bestandteil der langfristigen institutionellen Strategie der EH Ludwigsburg. Zu den Zielen des TIIPP gehört die Intensivierung des internationalen Curriculums mit transkulturellen und interdisziplinären Inhalten sowie die Verbesserung der internationalen Kompetenzen von Mitarbeitenden, Dozierenden und Studierenden.



Zwei neue Honorarprofessuren verliehen



Dr. Gottfried Roller:
Regionale Gesundheitsversorgung aus einem Guss

Dr. Gottfried Roller ist Leiter des Landesgesundheitsamtes im Ministerium für Soziales, Gesundheit und Integration Baden-Württemberg. Seit 2016 ist er Lehrbeauftragter in den Bachelor-Studiengängen Soziale Arbeit und Pflege sowie im Master Soziale Arbeit an der EH. Bei seiner Verleihung im Frühjahr 2024 sprach er zum Thema „Regionale Gesundheitsversorgung von morgen“. Ambulante und stationäre Versorgung, Gesundheitsförderung, Prävention und Pflege müssten stärker miteinander verzahnt werden. Vor dem Hintergrund gesundheitspolitischer Herausforderungen wie dem demografischen Wandel, der Digitalisierung, Veränderungen im Krankheitsspektrum oder fehlenden Nachbesetzungen bei den Hausärzt*innen müssten innovative Ansätze weiterverfolgt werden. Lokale Gesundheitszentren, auch Primärversorgungszentren (PVZ) genannt, sowie digitale Lösungen spielten dabei eine zentrale Rolle. Roller plädierte dafür, die Kommunalen Gesundheitskonferenzen und den Öffentlichen Gesundheitsdienst zu stärken, um eine regionale Versorgung aus einem Guss zu gewährleisten. Gottfried Roller, 55, ist Facharzt für Allgemeinmedizin und Facharzt für Öffentliches Gesundheitswesen, Umwelt- und Sozialmedizin.



Dr. Martin Wendte:
Die Kirche ist Verständigungsort und Vorkämpferin

Bei seiner Antrittsvorlesung im Mai 2025 griff Dr. Martin Wendte ein hochaktuelles Thema auf: „Verständigungsort und Vorkämpferin. Denken wir Kirche spannungs-reich!“ Die Kirche befinde sich in der größten Krise seit dem Zweiten Weltkrieg und müsse reagieren. Das kirchliche Leben sei eine Baustelle und befinde sich in einem Ab- und Umbau. Die Gründe seien schwindende Mitgliederzahlen und absehbare Finanznot. Die Kirche der Zukunft habe zwei Pole: Sie sei einerseits Volkskirche, also Verständigungsort und Raum der Gottesbegegnung. Andererseits sei sie engagierte Vorkämpferin für alle Unterdrückten. Beide Pole brauchen einander und beide Pole seien auch immer im Konflikt. Kirche sei der Ort, wo die „Schönheit des Knirschens“ zwischen ihren beiden Polen ertragen, gefeiert und gestaltet wird. Martin Wendte, 51, ist seit 2017 Pfarrer an der Friedenskirche und Citykirchenpfarrer in Ludwigsburg. Er stammt aus Norddeutschland, studierte Theologie in Heidelberg, Berlin, London und Göttingen. Doktorarbeit und Habilitation schrieb er in Tübingen. Seit acht Jahren hat er einen Lehrauftrag an der EH.

Eine Kultur der Achtsamkeit

Das Schutzkonzept für Prävention und Intervention der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg ist ein Zusammenspiel aus Analyse, Vereinbarungen und Kommunikation sowie Haltung und Kultur.

Die EH Ludwigsburg setzt mit der Arbeit an einem Schutzkonzept ein Zeichen: Wir tolerieren keine Gewalt und stehen ein für eine gleichberechtigte und respektvolle Zusammenarbeit aller Hochschulangehörigen. Wir etablieren eine Kultur der Achtsamkeit und initiieren Schutzprozesse auch für den digitalen Raum.

Mit dem Hashtag #Aufschrei begann 2013 eine Debatte über sexualisierte Gewalt, vier Jahre später folgte der Hashtag #meetoo im Zuge des Weinstein-Skandals. Seither machen betroffene Frauen mit Tweets auf sexuelle Belästigungen und Übergriffe öffentlich aufmerksam. Das Hashtag wurde millionenfach genutzt und hat weltweit eine breite gesellschaftliche Debatte angestoßen.

Schon im Frühjahr 2017 startete eine Gruppe an der EH Ludwigsburg, eine Risikoanalyse zu erstellen, um einen Verhaltenskodex zur respektvollen und verantwortlichen Gestaltung von Nähe und Distanz zu entwickeln. Ausgangspunkt war ein Fachtag im Rahmen des Kinder- und Jugendschutzes, wo die Frage nach Gewalt im Hochschulkontext aufkam. Was bedeutet Alltagssexismus an der Hochschule? Sexismus ist manchmal leicht zu erkennen, oft begegnet er einem erst auf den zweiten oder dritten Blick und prägt unser Verhalten und unsere Beziehungen eher beiläufig. An unserer Hochschule ging es darum, für die Themen Diskriminierung und Gewalt zu sensibilisieren. Es sind subtile Momente,

kleine Grenzüberschreitungen, die zu einem Klima des Unwohlseins führen und das Lernen und Arbeiten beeinflussen können.

Die damalige Gleichstellungsbeauftragte Prof. Dr. Heike Stammer startete mit der Vorsitzenden der Mitarbeitendenvertretung (MAV) Prof. Dr. Annette Rabe die Erarbeitung eines Schutzkonzepts für die Hochschule. Noch im Jahr 2017 wurde eine Arbeitsgruppe mit Studierenden, Mitarbeiter*innen aus der Verwaltung und Professor*innen gebildet. Sie erstellten eine Selbstverpflichtungserklärung, eine Art Verhaltenskodex, spezifisch für den Hochschulkontext. Der Prozess wurde von Anfang an fachlich begleitet von Miriam Günderoth, Referentin für Prävention sexualisierter Gewalt der Landeskirche Württemberg. Gefragt nach subjektiven Angsträumen und Orten des Unwohlseins wurden damals von Studierenden und Kolleginnen einerseits bauliche Aspekte benannt, andererseits auch späte Zeiten abends für die Lehre. Auch eine angemessene Ansprache und das Duzen oder Siezen in der Lehre wurden diskutiert. Nur in wenigen Lehrkontexten ist ein Arbeits-Du gewünscht.

Nun lässt sich fragen: Warum braucht es ein Schutzkonzept in einer Institution, die ausschließlich von Erwachsenen besucht wird? Der Grund dafür liegt im System. In wissenschaftlichen Institutionen bestehen Abhängigkeiten auf allen Ebenen, die anfällig sind für Machtmissbrauch.

Überall, wo Macht ungleich verteilt ist, besteht potenziell die Gefahr von Machtmissbrauch und sexualisierter Gewalt. Grenzverletzendes Verhalten wird ebenso thematisiert, auch wenn wir davon ausgehen, dass das meist unbeabsichtigt geschieht. Mit dem Schutzkonzept möchten wir diese Grenzverletzungen nicht verschleiern, sondern zu einem grenzachtenden Lern- und Arbeitsklima beitragen. Zum Schutzkonzept gehören zum Beispiel Fortbildungen für alle Hochschulmitarbeitenden, ein einrichtungsspezifischer Handlungs- oder Notfallplan sowie Präventionsangebote.

Nach drei Jahren war das Schutzkonzept nahezu auf den Weg gebracht, während der Corona-Pandemie lud die neue Gleichstellungsbeauftragte Prof. Dr. Stephanie Goeke zu Risiko- und Potenzialanalysen in geschützte Online-Formate ein.

© Theo-Lorch-Werkstätten gGmbH



Sarah Schwarm, gewählte Frauenbeauftragte der Theo-Lorch-Werkstätten gGmbH, enthüllt gemeinsam mit Thomas Erler, Kanzler der EH Ludwigsburg, die Orange Bank auf dem Gelände der Hochschule.

In der Arbeitsgruppe wurden die Risikoorte an der Hochschule und der Online-Raum genau betrachtet, Maßnahmen wurden ergriffen. Eine davon ist die landesweite Kampagne „Nachsam. Mit Sicherheit besser feiern“. Die EH Ludwigsburg unterstützt die landesweite Kampagne und kooperiert mit der Stadt Ludwigsburg. Heute gibt es ein studentisches Awareness-Team des AStA, das in Selbstverantwortung das Konzept *Nachtsam* umsetzt, sodass alle, die in einem der studentischen Party-Teams mitwirken, geschult sind. Sie machen mit bunten Westen auf sich aufmerksam. Beim Feiern des Campus-Festivals oder in der studentischen Kneipe *BrüderBräuKeller* sollen sich alle sicher fühlen und Spaß haben. Auch wenn die Kampagne primär den Fokus auf Frauen legt und wie sie sich vor Gewalt schützen können, lässt sie dabei gesellschaftliche Strukturen leider außer Acht. Trotzdem ist dies ein wichtiger Baustein zur Gewaltprävention.

Unser institutionelles Schutzkonzept für Prävention und Intervention ist somit ein Zusammenspiel aus Analyse,



UN Women

Vereinbarungen und Kommunikation sowie zu Haltung und Kultur der Hochschule. 2022 verabschiedete der Senat das Konzept. Damit verbunden sind nun Schulungen für alle Mitarbeitenden, Veranstaltungen zur Einführung des Schutzkonzepts in allen Studiengängen, eingerichtete Beschwerdewege und die enge Zusammenarbeit mit lokalen Fachberatungsstellen wie beispielsweise „Frauen für Frauen Ludwigsburg e.V.“

2024 haben wir an der Kampagne des Landkreises „Orange Bank gegen Gewalt an Frauen“ teilgenommen und im Juni eine von 29 Bänken als sichtbares Zeichen gegen Gewalt an Frauen an unserer Hochschule aufgestellt. Eine angebrachte Plakette verweist auf Hilfs- und Beratungsangebote in der Umgebung. Was versteckt sich hinter der orangen Farbe?

Die UN-Kampagne „Orange the World“ macht seit 1991 auf Gewalt gegen Frauen und Mädchen aufmerksam. Gerade Frauen mit Behinderungen sind häufig Opfer sexualisierter Gewalt. Daher war es der Gleichstellungsbeauftragten ein wichtiges Anliegen, die Bank in einer gemeinsamen Aktion mit der Frauenbeauftragten der Theo-Lorch-Werkstätten gGmbH einzuweihen.

Um insbesondere das Thema Gewalt gegen Frauen und Mädchen in das Bewusstsein zu rücken, hisst die EH seit vielen Jahren eine Solidaritätsfahne am 25. November. An diesem „Internationalen Tag zur Beseitigung von Gewalt gegen Frauen“ wird weltweit auf den Missstand aufmerksam gemacht. Begleitet wird die Fahnenaktion seit 2020 durch einen Online-Fachtag der fünf Ludwigsburger Hochschulen. Gemeinsam mit den Gleichstellungsbeauftragten der Stadt und des Landkreises Ludwigsburg wird jährlich ein Aspekt zur Umsetzung der Istanbul-Konvention inhaltlich bearbeitet. An der EH werden wir das Thema Gewaltschutz weiterhin wachhalten: in der Lehre und in unserem Arbeitsalltag.

Erste heilende Schritte in Medellín

Leonie Wagner studiert Internationale Soziale Arbeit an der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg. Während ihres Praxissemesters betreut sie traumatisierte Frauen in Kolumbien, die Menschenhändlern in die Hände fielen.

TEXT: LEONIE WAGNER

Katarina blickt in den Spiegel und sagt: „Yo soy una mujer hermosa“ – ich bin eine schöne Frau. Doch der Spiegel zeigt ein verhärmtes, älteres Gesicht, nichts deutet darauf hin, dass Katarina erst Anfang 30 ist. „Ich bin unabhängig“, fügt sie mit brüchiger Stimme hinzu. „Ich bin intelligent. Ich bin etwas wert.“ Schließlich strafft sie die Schultern, holt tief Luft und sagt: „Mama, ich liebe dich.“

Zweimal, dreimal, viermal wiederholt sie es mit zittriger Stimme, wie ein Mantra. Jahrelang hat sie sich diesen Satz von ihrem kleinen Sohn gewünscht, als sie Tausende Kilometer von ihm entfernt festgehalten wurde. Als es nur galt zu überleben. Jetzt kommen Tränen, Katarina schluchzt.

15 Frauen haben sich mit ihr in einem Raum der Organisation „Espacios de Mujer“ (Frauenräume) versammelt. Jede kann eine ähnliche Geschichte erzählen: Jede wurde getäuscht, verschleppt und zur Prostitution gezwungen. In Lateinamerika, den USA, in Kanada und Europa.

Ich lernte Katarina und ihre Leidensgenossinnen kennen, als ich für mein Praxissemester ein Projekt in Lateinamerika suchte, das mit Frauen zu tun hat. Betty Pedraza hat die Organisation, die ihnen hilft, vor 20 Jahren im Zentrum von Medellín gegründet. Sie wird von einer italienischen NGO, vom Global Fund for Women und Spenden aus den Niederlanden gefördert. Ein wenig schießt auch der kolumbianische Staat zu.



Betty Pedraza hat die Organisation „Espacios de Mujer“ vor 20 Jahren in Medellín gegründet. „Ich spüre nicht nur Traurigkeit im Raum, sondern auch Kraft“, sagt Studentin Leonie Wagner.



„Anfangs ging es mir darum, Prostituierte aus den Barrios Medellín zu holen“, sagt Betty Pedraza, eine Frau mit kantigen Gesichtszügen und einem breiten Lächeln. „Inzwischen kümmern wir uns ausschließlich um Frauen, die ins Ausland verschleppt wurden und es nach Jahren geschafft haben zu entkommen.“

Katarinas Leidensweg beginnt mit der Geburt ihres Sohnes Miguel, da war sie 20. Er wurde mit einem Herzfehler geboren, brauchte Ärzte und Therapien. Die junge Mutter spülte Geschirr in einem Restaurant und hielt sich und ihren kranken Sohn mehr schlecht als recht über Wasser. Der Vater hatte sich davongemacht, keine Seltenheit in Lateinamerika, wo männliche Dominanz und Gewalt gegen Frauen in der Gesellschaft verankert sind. 2022 wurden allein in Kolumbien 162 Fälle von Menschenhandel bei offiziellen Stellen registriert. Die Dunkelziffer ist um ein Vielfaches höher. Denn nur wenige suchen Hilfe. Weil sie sich schämen, Angst haben oder immer noch gefangen sind. Niemand weiß, wie viele Frauen verkauft, missbraucht und getötet werden. Frauen, die fliehen konnten, möchten nicht riskieren, von den Tätern gefunden zu werden. Niemand kennt ihre Namen.

Die Drei-Millionen-Metropole Medellín im Nordwesten Kolumbiens galt noch vor 20 Jahren als Hochburg des Drogenhandels in Lateinamerika. Das änderte

sich, nachdem der Mathematiklehrer Sergio Fajardo 2004 als Bürgermeister angetreten war und 40 Prozent aller städtischen Investitionen für Schulen und Büchereien in den Armenvierteln einsetzte. Sein Plan war, jungen Guerilleros, die nie zur Schule gegangen waren und nichts anderes kannten, als zu kämpfen, eine Perspektive zu bieten.

Die Investition hat sich gelohnt. Inzwischen ist die Region befriedet, und Touristen besuchen auch das Städtchen Guatapé, in dem Katarina aufgewachsen ist. Es liegt eine Autostunde von Medellín entfernt und ist scheinbar eine Bilderbuchidylle: ganze Straßenzüge mit handbemalten Keramiken an Hausfassaden und mittendrin der Granitfels El Peñon, über 700 Stufen führen hinauf, drumherum die Seenlandschaft Peñol. Doch Katarina stieg nie hinauf. Ihr Leben war eine einzige Überforderung. Sie musste sich um ihren Miguel kümmern, ihr Ein und Alles, Schulgebühren und Ärzte bezahlen, in der Pizzeria Luigi Geschirr spülen und mit sehr wenig Geld über die Runden kommen.

Als Miguel eingeschult wird, ist Katarina 26 und die Mutter einer Mitschülerin spricht sie am Schultor an. Eine kleine Plauderei, es folgen gegenseitige Besuche, die beiden freunden sich an, übernehmen abwechselnd die Kinder. Endlich nicht mehr allein. „Carmen wurde meine Freundin. Ich habe ihr vertraut“, erzählt Katarina. Drei Monate lang sehen sie sich fast

täglich. Dann erzählt Carmen von einem Job in Lissabon: Vier Wochen für eine Textil-Firma Kleidung verkaufen, sie würden beide 3000 Dollar verdienen.

„Ich war ihr so dankbar“, erinnert sich Katarina, „es klang wie ein Traum. Flug, Unterkunft und Verpflegung würden auch bezahlt.“ Mit dem Geld könnte sie ein halbes Jahr ihre Miete bezahlen und ein bisschen Sicherheit für sich und den Sohn schaffen.

Im ersten Monat zog sie Tag für Tag durch die Straßen und Bars der Lissabonner Altstadt und bot Kleider feil. Als sie am Monatsende keinen Lohn erhielt, wurde sie misstrauisch. Auch zwei Wochen später sah sie noch kein Geld und verabredete sich mit ihrer Freundin Carmen im Café. Beide bestellten Cola, Katarina nahm einen Schluck – und ab da fehlt jede Erinnerung.

Am nächsten Morgen wachte Katarina in einem fremden Zimmer auf, fünf andere Frauen waren da. Alle trugen aufreizende Kleider und waren stark geschminkt. Carmen war nicht dabei. „Ich hatte rot lackierte Fingernägel. Jemand hatte mich geschminkt und umgezogen – ich war völlig orientierungslos. Und hatte Angst. Sehr viel Angst.“

Der Albtraum begann. Sie wurde zur Prostitution gezwungen. Manchmal kamen die Freier für eine Stunde in dieses Zimmer, manchmal musste sie über Nacht zu Fremden. Wochen und Monate vergingen. „Und jede Sekunde war ein Grauen.“

Katarina fühlt sich bald wertlos, ekelt sich vor sich selbst, möchte sterben. Nur der Gedanke, dass sie für ihren kleinen Miguel durchhalten muss, hält sie am Leben. Wie sie es aus Portugal zurück nach Hause schafft, erzählt sie mir nur bruchstückhaft: Im kolumbianischen Konsulat riet man ihr, Anzeige zu erstatten. Doch sie fürchtete um ihre eigene und die Sicherheit ihrer Familie. Irgendwie muss sie das Geld für den



Flug zusammengekratzt oder geborgt haben. Zurück in Medellín geht sie zur Menschenrechtsdirektion von Antioquia und wird an Espacio de Mujeres vermittelt. Mehr erzählt sie nicht.

Ein Trauma ist eine innere Reaktion auf äußere Prozesse, die so verstörend wirken, dass Betroffene sie nicht mehr verarbeiten können. Ein Tier stellt sich in dieser Situation tot. Beim Menschen stellt sich die Seele tot: normale Mechanismen und Gedächtnisleistungen werden blockiert, erklärt Psychologin Ulrike Schneck vom psychosozialen Zentrum für traumatisierte Geflüchtete „refugio“ in Stuttgart. Die Psyche will nicht, dass das wirklich wahr ist.

Die Frauen sind seelisch schwer verletzt. Sie leiden an chronischen Schmerzen, Schlafstörungen, Depressionen, Panikanfällen und Flashbacks.

Die eigene Geschichte mit anderen zu teilen und auf das Verständnis anderer zu vertrauen, so praktizieren Therapeuten auch in Medellín.

Die eigene Geschichte mit anderen zu teilen, auf Verständnis anderer zu vertrauen: Das sind heilende Schritte, wie sie die Therapeuten auch in Medellín praktizieren. Während in Deutschland eher in Einzelsitzungen behandelt wird, setzen sie in anderen Ländern auf die stärkende Wirkung der Gruppe. Die Frauen sind seelisch schwer verletzt. Sie leiden an chronischen Schmerzen, Schlafstörungen, Depressionen, Panikanfällen und Flashbacks. Gewalterfahrungen erschüttern lebensnotwendiges Vertrauen in Menschen und Gesellschaft. Sie hinterlassen tiefere seelische Wunden als Naturkatastrophen.

An der Wand hängen Fotos, die Frauen mit ihren Zeugnissen zeigen. Betty Pedraza drängt ihre Schützlinge, einen

Schulabschluss zu machen, um eine Perspektive zu haben. „Es ist für mich das größte Glück, die Frauen mit ihren Zeugnissen zu sehen, mit ihren Kindern und Eltern.“ Ich sehe auf den Bildern den Stolz in ihren Augen, vielleicht sogar Vorfreude auf die Zukunft.

„Mama, ich liebe dich!“ Jetzt ist es still. Ich höre nur Katarinas leises Weinen und spüre das Gewicht ihrer Worte, jede Frau in diesem Raum kann den Schmerz mitfühlen, sie stehen auf, umarmen sie, „Du schaffst es ... Wir glauben an dich.“

Auch ich stelle mich vor den Spiegel und spüre die Frauen in meinem Rücken, es ist nicht nur Traurigkeit im Raum, sondern auch Kraft. Ich möchte sie umarmen und meine Zuneigung schenken. Merke aber, wie mir die Tränen kommen. Ich spüre den Verrat, den die Frauen erfahren haben. Aber ich spüre auch etwas Heilsames. Einen ersten kleinen Schritt.

ANZEIGE

VIELFALT
GEMEINSAM
SCHAFFEN

Starte deinen Erfolgsweg
gemeinsam mit uns.

- Pflegefachkraft / Pflegehelfer (m/w/d)
- Heilerziehungspfleger (m/w/d)
- Jugend- und Heimerzieher (m/w/d)
- Sozialpädagoge (m/w/d)
- Pädagogische Fachkraft (m/w/d)
- Freiwilligendienst (BFD/FSJ)

bd-karriere.de

Wir bilden aus!

bruderhausDIAKONIE

Stiftung Gustav Werner und Haus am Berg

© PHOTO | ALWIN MAIGLER

Altenhilfe

Behindertenhilfe

Sozialpsychiatrie

Arbeit und berufliche Bildung

Jugendhilfe

42

Esra Öztürk, Hanna Allgayer und Makisa Fathai (v. l. n. r.) fanden viele Parallelen im Koran und in der Bibel.

© Jasmin Gronbach



„Mit jeder Unterrichtsstunde schwinden die Vorurteile“

Miteinander reden, nicht übereinander
– darum geht es drei Studentinnen

Wie begegnen sich junge Menschen, die verschiedenen Religionen angehören? Was wissen sie voneinander – und wie gelingt es, Vorurteile abzubauen? Diese Fragen beschäftigen auch Lehrerinnen und Lehrer. Unterschiedliche Glaubensrichtungen und kulturelle Prägungen prallen auch im Klassenzimmer aufeinander. Drei Studentinnen der EH Ludwigsburg und der PH Ludwigsburg entwickelten im Rahmen ihres Studiums gemeinsam ein Projekt für das Stuttgarter Biblorama, ein Museum rund um biblische Geschichten. Das Ziel: christliche und muslimische Perspektiven zusammenzubringen und den Austausch zu fördern – nicht nur im Museum, sondern auch in den Schulen, in denen sie heute unterrichten. Dabei entdeckten sie viele Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede. Viel wichtiger war ihnen jedoch, gegenseitiges Verständnis zu schaffen – und Vorurteile zu überwinden.

TEXT: HANNA ALLGAYER, MAKISA FATHAI, ESRA ÖZTÜRK

Hanna Allgayer, 23, studierte Religions- und Gemeindepädagogik und Soziale Arbeit an der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg

Ich hatte schon ein paar Semester studiert, als mir irgendwann aufgefallen ist, wie wenig ich eigentlich über den Islam wusste. Ich hatte gelernt, die Bibel zu unterrichten, kannte die christlichen Feste und Glaubenssätze – aber wie sollte ich muslimischen Kindern begegnen? Diese Frage stellte sich ganz praktisch, als ich zum ersten Mal Religion in einer neunten Klasse unterrichtet habe. Ich erinnere mich noch, dass eines Tages ein Dutzend Kinder vor meiner Klassentür stand, weil ihre Ethik-Stunde ausgefallen war und ich einspringen musste. Ich war total verunsichert. Meine Ahnungslosigkeit ärgerte mich, denn man begegnet immer wieder Menschen anderen Glaubens.

Umso wichtiger ist es, mehr über ihre Religion zu erfahren. Im Studium begegnete mir das in einem Trialog-Seminar, in dem eine christliche, eine muslimische und eine jüdische Vertreterin über theologische Themen diskutieren. Das gemeinsame Projekt mit Makisa und Esra hat mir dann richtig die Augen geöffnet. Im Biblorama wollten wir bewusst einen Raum schaffen, der Brücken schlägt. Uns war schnell klar, dass Mose als verbindende Figur gut passt – er ist in Bibel und Koran gleichermaßen wichtig. Seitdem beziehe ich den Koran in meinen Unterricht mit ein. Ich erzähle nicht nur von Weihnachten oder Ostern, sondern auch von Ramadan, dem islamischen Neujahr und vom Fasten. Ich merke immer noch, dass einzelne Kinder misstrauisch sind. Aber ich sehe auch andere, die sich interessieren. Anfangs gab es Berührungsängste, mit jeder Unterrichtsstunde werden jedoch mehr Fragen gestellt und Vorurteile schwinden.

Makisa Fathai, 28, studierte islamische Religionspädagogik und Kunst an der PH

„Für das Projekt mit Hanna und Esra trafen wir uns unzählige Male, diskutierten, planten, lernten vieles über die jeweils andere Religion. Wir drei konnten gut miteinander, haben zugehört, nichts als richtig oder falsch verurteilt und viele Gemeinsamkeiten zwischen Bibel und Koran entdeckt. Die Geschichte des geteilten Meeres gibt es in Bibel und Koran, auch die Zehn Gebote sind in beiden Schriften bekannt. Natürlich gibt es Unterschiede, aber das hat unseren Austausch nicht gestört – im Gegenteil.“

Mir ist wichtig: Glaube ist keine Frage von richtig oder falsch. Das möchte ich auch in meinem islamischen Religionsunterricht vermitteln. Leider kenne ich in meinem Umfeld konservative Stimmen, die den Kontakt zu Menschen anderer Religionen meiden. Ich finde das gefährlich. Wer nicht miteinander spricht, läuft Gefahr, sich falsche Bilder voneinander zu machen – es gibt Raum für Vorurteile und Hass.

Ich erinnere mich oft an meine Studienreise nach Israel kurz vor Kriegsausbruch. Ich war in Tel Aviv und Jerusalem, habe mit Menschen vor Ort gesprochen. Als ich später die gleichen Orte in den Nachrichten als Kriegsschauplätze sah, hat mich das tief getroffen. Mir wurde klar: Brücken zu bauen ist keine Idealvorstellung – es ist notwendig. Radikale Haltungen gibt es in jeder Religion, ob islamisch, christlich oder jüdisch. Umso wichtiger ist es, dass wir den Austausch suchen und Vorurteile abbauen.“



Mose in Beziehung setzen mit dem islamischen Musa, darum ging es im Projekt im Biblorama.

„Glaube ist keine Frage von richtig oder falsch. Das möchte ich auch in meinem islamischen Religionsunterricht vermitteln.“

Esra Öztürk, 27, studierte islamische Religionspädagogik, Deutsch, Kunst

„Ich bin in Deutschland aufgewachsen, aber in der Schule hatte ich kaum Kontakt zu anderen Religionen. Als die anderen Kinder in der Grundschule in den Religionsunterricht gingen, hatten wir Muslim*innen oft einfach frei. Für uns war das super – aber dadurch blieb uns der christliche Glaube fremd. Ich wusste, dass es Weihnachten gibt und Schokolade, mehr nicht. Ich habe mich als Kind nie wirklich zugehörig gefühlt. Ich bin als Kind jedes Wochenende in die Moschee, um Gebete auswendig zu lernen und

den Koran zu lesen. Aber ich habe mich oft gefragt, was das Gelesene bedeutet. Erst viel später, in der Oberstufe, habe ich mich wieder mit meiner Religion beschäftigt – auf meine eigene Weise. Ich habe angefangen, Bücher zu lesen, Videos zu schauen, wieder zu beten.“

Das Projekt mit Hanna und Makisa hat mir gezeigt, wie wichtig es ist, sich gegenseitig wahrzunehmen. Im Schulalltag wird der Islam oft nur gestreift – man spricht kurz über die fünf Säulen, dann ist das Thema erledigt. Ich versuche, das heute in meinem Unterricht aufzufangen, ich will, dass sich meine muslimischen Schüler*innen gesehen fühlen. Gleichzeitig will ich ihnen beibringen, dass wir anderen als Menschen begegnen und dass uns weder Glaube noch Herkunft definieren. Ich möchte den Kindern und Jugendlichen vermitteln: Wenn ich klassische Musik liebe und du Rap, hindert uns das nicht daran, uns als Menschen zu begegnen.“

An dem **interreligiösen Projekt** des biblorama, das Bibelmuseum Stuttgart, beteiligten sich neben den drei Studentinnen auch Gökçen Sara Tamer-Uzun, Dozentin für islamische Theologie der PH Ludwigsburg, Beate Schuhmacher-Ries und Kristina Schnürle, Leiterinnen des biblorama, und Dr. Friedmann Eißler, Islambeauftragter der Evangelischen Landeskirche in Württemberg. Aufgabe war es, die Person Mose im Museum mit dem islamischen Musa in Beziehung zu setzen. Bei der szenografischen Darstellung wurden Plexiglasscheiben mit Koransuren entworfen, die von den Kindern hinter zehn kleinen Fenstern mit den Zehn Geboten der Bibel geschoben werden. Die Kinder lesen dann die inhaltlich ähnlichen Gebote des Koran. Zielgruppe sind Schulklassen der vierten bis sechsten Klasse.



Starte eine Karriere mit Sinn und Erfüllung!

Die Paulinenpflege ist eine moderne diakonische Sozialeinrichtung mit den **Schwerpunkten Jugendhilfe, Behindertenhilfe und Bildung.**

Du hast Spaß am Umgang mit Menschen, bringst Power, Engagement, Interesse und Humor mit? Du willst dich weiterentwickeln und neuen Herausforderungen stellen? Schick uns deine Bewerbung – wir freuen uns auf dich!

Wir bieten dir:

- > **Praktika & Praxissemester**
- > **Berufseinstieg**
Starte in vielfältigen Bereichen - deine Kompetenzen & Interessen sind gefragt!

Freu dich auf eine offene Willkommenskultur und ein wertschätzendes Miteinander. Bring dich & deine Ideen ein und gestalte aktiv mit!

Die Paulinenpflege bietet dir vielfältige Möglichkeiten zur (persönlichen) Weiterentwicklung.

Hier geht's zur
Bewerbung



www.karriere.paulinenpflege.de

 paulinenpflege

 paulinenpflege_winnenden



© Berthold Steinhilber

„Ethik ist keine Moralerziehung“

An der EH Ludwigsburg zieht sich die Ethik-Lehre durch alle Module und Studiengänge. Professor Dr. Björn Görder ist Vorsitzender der Ethikkommission der Hochschule.

Herr Professor Görder, was lernen Studierende eigentlich in Ihren Ethik-Seminaren?

Zuerst möchte ich betonen, was man nicht lernt: Ethik ist keine Moralerziehung. Zugespißt: Wir vermitteln keine Werte und Normen, sondern denken kritisch über sie nach. Ethik gibt meist keine eindeutige Antwort auf die Frage, was in Konfliktsituationen richtig und falsch ist. Oft wirft sie eher Fragen auf, als sie zu beantworten.

Warum beschäftigen sich Studierende dann überhaupt mit Ethik?

Um zu erkennen, wo normative Fragen bei Entscheidungen eine Rolle spielen. Das führt dazu, eigene und fremde Entscheidungen zu reflektieren: Stimmt das, was wir tun, mit den Werten überein, die uns wichtig

sind? Die Einsicht, dass Entscheidungen oft nicht eindeutig sind, lässt uns außerdem erkennen, dass es auch gute Gründe für andere Positionen gibt. Für eine Demokratie und das Leben in einer pluralen Gesellschaft sind das essenzielle Einsichten: Es könnte sein, dass ich mich irre und die Person mir gegenüber Recht hat – zumindest in einem Punkt, den ich übersehen habe.

Und wo ist der Bezug zu den Studiengängen?

Fachkräfte in sozialen Berufen haben große Macht und daher eine besondere Verantwortung. Wer in der Pflege, in der Kinder- und Jugendarbeit oder als Berater*in in Krisensituationen tätig ist, übt großen Einfluss auf das Leben der Menschen aus. Um ihnen gerecht zu werden, sollte man reflektieren können: Handle ich im Sinne

dieser Personen? Projiziere ich eigene Vorstellungen von einem guten Leben in sie hinein? Oder verfolge ich ganz andere Ziele?

Nennen Sie ein konkretes Beispiel.

In einem Seminar berichtete mir eine Studentin von einem Fall ihres Freiwilligendienstes in einem Sonderpädagogischen Bildungs- und Beratungszentrum. Sie beschrieb ein Mädchen, das schwer körperlich und geistig beeinträchtigt war, und berichtete, dass sie in manchen Situationen „keine andere Wahl“ hatte, als dieses Mädchen gegen seinen Willen und gegen den Willen der Eltern an einem Stuhl zu fixieren. In der ethischen Reflexion geht es darum, zu erkennen, ob es vielleicht doch andere Optionen geben würde, und dann abzuwägen: Welche Rolle spielt der Schutz des Mädchens oder der Schutz Dritter? Oder soll vor allem der reibungslose Ablauf des Gruppengeschehens sichergestellt werden? In den Seminaren geht es darum, an solchen Fällen ethische Fragen zu identifizieren und die eigene Urteilsbildung zu schulen. Außerdem lernen Studierende unterschiedliche Traditionen kennen, etwa das kantische Verständnis von Menschenwürde oder utilitaristische Folgeabwägungen.

In welchen Zusammenhängen können ethische Abwägungen noch eine nützliche und hilfreiche Rolle spielen?

Besonders sichtbar werden ethische Fragen bei Konflikten um Würde, Lebensschutz und Selbstbestimmung. Dazu gehören Themen wie Schwangerschaftsabbruch, Suizidassistenz oder Prostitution. Mit vielen Fragen sind wir alltäglich konfrontiert: Wie gehen wir mit Bettler*innen um? Welche Antworten finden wir auf die ökologische Krise? Welche Technologien von WhatsApp bis zu Künstlicher Intelligenz wollen wir nutzen und was sind die Folgen davon? Letztlich basieren auch fachliche Konzepte wie Teilhabe, Bildung oder Demokratieförderung immer auf einer Vorstellung davon, wie Menschen zusammenleben sollten.

Zu professionellem Handeln gehört es, diese Wertebene und mögliche Konflikte zu erkennen und unterscheiden zu können: Wo treffen Menschen für sich persönlich oder als Fachkräfte Entscheidungen, die sie nach eigenen

„Wir vermitteln keine Werte und Normen, sondern denken kritisch über sie nach. Ethik wirft eher Fragen auf, als sie zu beantworten.“

Wertmaßstäben verantworten müssen? Und wo geht es um gesamtgesellschaftliche Fragen, die zum Beispiel durch Gesetze geregelt werden?

Wie ist Ethik-Lehre in das Studium eingebunden?

In den meisten Studiengängen gibt es dazu schon im ersten Semester Lehrveranstaltungen oder Module. Und meist gibt es ethische Lehrveranstaltungen im letzten Studienabschnitt, nach dem Praxissemester. Dort kommen auch organisationsethische Fragen stärker in

den Blick. Wenn die Studierende im Freiwilligendienst zum Schluss kam, dass sie „keine andere Wahl“ hatte, als das Mädchen zu fixieren, sollte man fragen, ob dabei auch wirtschaftliche Gründe wie Zeit- und Personalmangel eine Rolle gespielt haben könnten.

An der Evangelischen Hochschule werden ethische und theologische Perspektiven zusammengebracht. Wie ist das zu verstehen?

Ethische Überzeugungen greifen immer auf Vorstellungen vom Menschen und vom guten Leben zurück. In dieser Hinsicht unterscheiden sich theologische Zugänge zur Ethik nicht von anderen. In der Ethik und in sozialen Handlungsfeldern ist es wichtig, über diese weltanschaulichen Voraussetzungen nachzudenken, einschließlich der Frage nach religiösen und anderen Wurzeln ethischer Urteilsbildung. Auch hier gilt: Eine pluralistische Gesellschaft ist darauf angewiesen, religiöse Unterschiede diskursiv zu erörtern.

Wir bringen dabei christliche Perspektiven ein. In vielen Fällen – etwa bei Fragen der sozialen Gerechtigkeit, den Menschenrechten oder der Bewahrung der Schöpfung – gibt es große Einigkeit mit anderen Religionen oder säkularen Ansätzen. Gerade in der angewandten Ethik laufen die Positionen manchmal auch quer zu den Weltanschauungen. Zum Beispiel bei der Frage, wie im Wirtschaftssystem Freiheit und Gerechtigkeit ins rechte Verhältnis gesetzt werden können. Da gibt es sowohl in der theologischen Ethik als auch im Utilitarismus und

anderen philosophischen Strömungen ganz unterschiedliche Antworten. Aber es gibt auch Fragestellungen, bei denen die theologische Perspektive eigene Akzente setzt.

Was wäre dafür ein Beispiel?

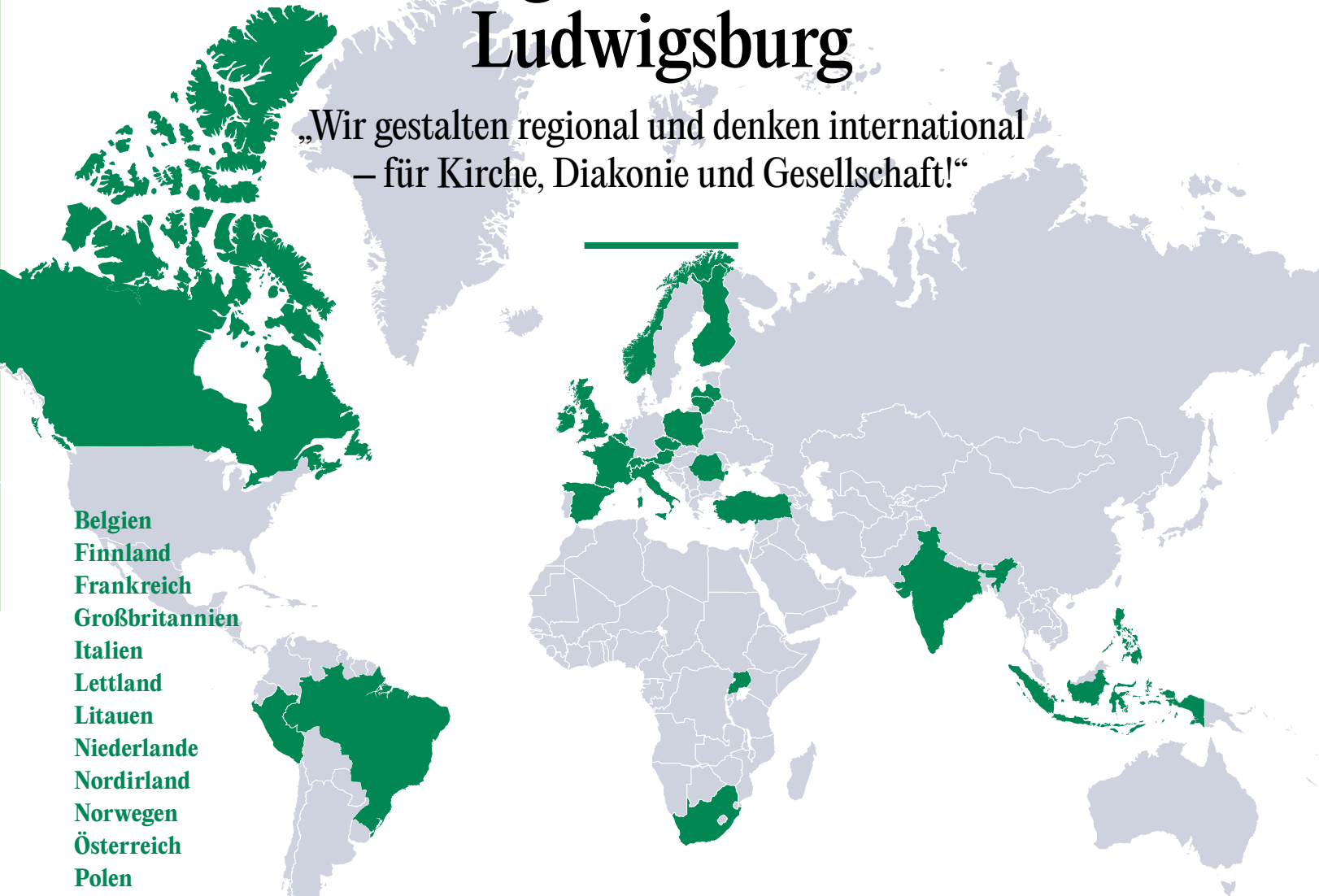
Nehmen Sie die Diskussion über den assistierten Suizid. Spätestens seit dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 2014 dominiert das Paradigma der Selbstbestimmung. Das Urteil lautet: „Das allgemeine Persönlichkeitsrecht umfasst als Ausdruck persönlicher Autonomie ein Recht auf selbstbestimmtes Sterben“ und damit auch die Freiheit, sich das Leben zu nehmen. Auch wenn es manchen schwerfallen mag, sollte das auch die Kirche akzeptieren. Das Recht dient nicht dazu, Menschen ein „richtiges“ Leben vorzuschreiben. Aber in dieser Diskussion begegnet einem manchmal ein sehr abstraktes oder illusorisches Verständnis von Selbstbestimmung. Zum Beispiel, wenn ignoriert wird, dass solche Entscheidungen davon abhängig sind, was im

Umfeld als „normal“ gilt. Oder wenn der Eindruck erweckt wird, Selbstbestimmung und die Abhängigkeit von anderen seien Gegensätze. Oder gar, dass die Würde eines Menschen darunter leidet, wenn er stark pflegebedürftig ist. Zur Frage, wie man mit Suizidwünschen umgehen sollte, gibt es unterschiedliche Positionen in Kirche und Theologie. Aber theologische Ansätze sind oft besonders sensibel dafür, dass Selbstbestimmung immer in soziale Kontexte eingebettet ist. Es gibt keine Lebensphase, in der wir nicht „auf andere angewiesen“ sind. Das ist kein Ideal – viel mehr stehen wir für eine Gesellschaft, die von Gegenseitigkeit und Solidarität mit den besonders Schwachen geprägt ist. Das stellt die Würde nicht infrage, sondern zeichnet die Menschen gerade aus. Gegenüber manchen Engführungen sollte daher auch ein weiterer Gedanke aus dem Urteil des BVerfG nicht aus dem Blick geraten: Echte, aufgeklärte Selbstbestimmung kann nicht unbedingt dadurch erreicht werden, dass man sich aus Fragen solcher Tragweite heraushält.

ANZEIGE

Internationalisierung an der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg

„Wir gestalten regional und denken international
– für Kirche, Diakonie und Gesellschaft!“



- Belgien
- Finnland
- Frankreich
- Großbritannien
- Italien
- Lettland
- Litauen
- Niederlande
- Nordirland
- Norwegen
- Österreich
- Polen
- Rumänien
- Schweiz
- Spanien
- Tschechien
- Türkei
- Brasilien
- Indien
- Indonesien
- Kanada
- Mexiko
- Peru
- Philippinen
- Südafrika
- Uganda

Dieses Leitbild prägt das internationale Engagement der Hochschule, sichtbar wird es in interkulturellen, internationalen und interreligiösen Themen in der Lehre, aber auch, wenn Dozierenden, Mitarbeitenden und Studierenden ein Aufenthalt im Ausland für Studiensemester, Praktika oder Lehrtätigkeiten ermöglicht wird.

Das International Office IO ist das Kompetenzzentrum für internationale Inhalte und Strukturen an der Evangelischen Hochschule, seine Aufgaben sind es, die Internationalisierung in der Lehre zu stärken – nach innen und außen. Die EH Ludwigsburg

arbeitet mit 56 Partnerhochschulen weltweit zusammen. Das IO unterstützt Professor*innen zudem in der Drittmittel-Akquise, koordiniert die internationalen Aktivitäten und begleitet die Planung, Durchführung und Nachbereitung der Projekte in Lehre und Forschung.

Eine Besonderheit ist das Double-Degree-Programm im Studiengang Internationale Soziale Arbeit mit der VIVES University in Belgien, das Studierenden die Möglichkeit bietet, zwei anerkannte Abschlüsse gleichzeitig zu erwerben – einen in Deutschland und einen im Partnerland.

ZIEGLERSCHE

PRIMÄRQUALIFIZIERENDES
BACHELORSTUDIUM PFLEGE IN
KOOPERATION MIT DER
EH LUDWIGSBURG
ODER
PRAXISSEMESTER IN UNSEREN
EINRICHTUNGEN

LERNE DIE ZIEGLERSCHEN
BESSER KENNEN!

FOLGE UNS AUCH AUF SOCIAL MEDIA:

JETZT INFORMIEREN!
ALTEHNHILFE@ZIEGLERSCHE.DE
07021 7270-0

Flucht in die Freiheit

Zwangsehen sind in Deutschland zum Glück nur selten, aber es gibt sie. Eine Studentin der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg berichtet von einem Fall aus ihrem Praxissemester, der berührt.

Mala war 14, als sie mit ihrer Familie nach Afghanistan flog. In Kabul holte sie ein Onkel ab und fuhr sie in ein Dorf, eine Autostunde entfernt. Die Eltern hatten eine Familienfeier angekündigt. „Oje, wieder eine Hochzeit“, dachte sie. Aber es war alles andere als eine Hochzeit.

Am nächsten Morgen wurde sie von ihrer Mutter auf einen Hügel geführt, wo Männer eine Grube umringten, aus der nur Schultern und Kopf ihrer Cousine ragten. „Schau zu und lerne daraus“, sagte die Mutter. „Sonst bist du die Nächste.“ Dann begannen die Männer, Steine auf die Cousine zu werfen, wieder und wieder. Bevor das 16-jährige Mädchen starb, brach Mala ohnmächtig zusammen.

Nur ein böser Traum, dachte sie beim Erwachen am nächsten Morgen. Doch als sie nach ihrer Cousine fragte, sagte ihre Mutter: „Rede nicht darüber!“ Ab diesem Moment wusste Mala, dass sie fliehen musste.

Wir sitzen auf dem Teppich in ihrem Zimmer, als sie vom Schicksal ihrer Cousine erzählt. Die Adresse in Stuttgart ist geheim, kein Namensschild steht an der Tür. Seit Monaten muss sie sich verstecken, denn ihr droht dasselbe Ende wie ihrer Cousine. Zwar ist sie in Deutschland geboren und aufgewachsen, wurde aber in afghanischer Tradition erzogen, die Frauen das Recht auf ein Eigenleben abspricht.

Wie fremd sich das für mich anhört, wie anders bin ich aufgewachsen! Meine Mutter ist Mexikanerin, mein Vater Deutscher. Ich wurde behütet und fühlte mich

doch frei, meinen Weg zu gehen. Heute studiere ich Soziale Arbeit an der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg und mache seit sechs Monaten mein Praxissemester bei Rosa, einem Wohnprojekt der Evangelischen Gesellschaft in Stuttgart. Es dient als Zuflucht für Migrantinnen zwischen 16 und 21 Jahren, die in ihren Familien missbraucht oder misshandelt werden. Oder denen eine Zwangsheirat droht. Sie werden versteckt, bis sie gelernt haben, selbstständig zu leben, unterstützt von Therapeutinnen und Sozialarbeiterinnen.

In meiner ersten Woche gehe ich mit Mala shoppen. So was hat sie noch nie gemacht. Bisher wurde ihr vorgeschrieben, was sie zu tragen hatte. Auf dem Weg zur Schule zog sie sich deshalb heimlich im Fahrstuhl um: knöchellange Kleider runter, Schleier weg, Hose an. Heute darf sie allein entscheiden, was sie anziehen möchte. Wirklich? Fragend schaut sie mich an. „Such dir aus, was du willst!“, sag ich. Sie tut es zögernd, aber bald weiß sie, was sie will. Wir verlassen zwei Läden mit vollen Tüten. Kopftücher und bodenlange Kleider sind nicht dabei.

Zurück in der Wohngruppe breitet sie alles auf dem Bett aus und streichelt die Stoffe. Dann rutscht sie auf den Teppichboden und erzählt von ihrer frühen



„In unserem afghanischen Dorf heiratet man nur untereinander und möglichst nur Verwandte. Nichts davon steht im Koran.“

Kindheit, als ihre Eltern noch nicht so radikal waren. Aber Verwandte machten Druck: Warum geht Mala zur Schule? Warum lasst ihr sie mit Jungs reden? Und sie fragte sich: „Warum dürfen meine Brüder raus und ich nicht? Warum dürfen nur sie Freunde haben, mit Mädchen reden und ein Handy besitzen? Warum geht nur mein Vater raus in seinen kleinen Laden mit gebrauchtem Elektrozeug? Und die Mutter bleibt immer zu Hause?“

„Wir haben oft im Koran gelesen“, erinnert sie sich. „Mir gefällt, was drinsteht, die Religion gibt mir bis heute Halt.“ Da stehe aber nichts davon, dass

Frauen sich verstecken müssen, nur mit ihrem Mann rausgehen dürfen und immer hinter ihm. „In unserem afghanischen Dorf heiratet man nur untereinander und möglichst nur Verwandte. Nichts davon steht im Koran.“

Mala war zehn, als sie mit anhörte, wie der Vater ihre 14-jährige Schwester mit einem Cousin verlobte. Als der Onkel fragte, welchen seiner Söhne er für Mala haben möchte, krabbelte sie unter den Tisch und zog den Telefonstecker, um das Gespräch zu beenden. „Ich dachte, das rettet mich.“ Stattdessen durfte sie wochenlang nicht zur Schule gehen und erfuhr, dass sie einem

16 Jahre älteren Cousin versprochen war. Zwei Jahre später wurde ihre Schwester verheiratet. Du bist die Nächste, wurde ihr gesagt, da war sie zwölf.

Zurück in Deutschland, begann Mala zu rebellieren. „Das Verhältnis zu meinen Eltern wurde katastrophal. Sie kontrollierten mich Tag und Nacht, kamen in die Schule, um zu prüfen, welche Kleidung ich trug und ob ich neben Jungs sitze. Zu Hause schlugen sie mich. Nahmen mir meinen Pass weg, damit ich nicht abhauen konnte.“ Die Verwandtschaft machte Vorwürfe – sie hätten ihre Tochter nicht im Griff. Die Schläge wurden härter. Als sie ein blaues Auge hatte, durfte sie wochenlang nicht in die Schule. Als sie wieder durfte, sprach die Lehrerin sie auf ihre Fehlzeiten an. „Da fing ich an zu weinen und erzählte ihr alles.“

Die Lehrerin informierte den Schulleiter. Eine Sozialarbeiterin wurde einbezogen, die Mala beriet: „Ich sollte Pro- und Kontralisten führen, um mir über meine Situation klar zu werden.“ Bei Pro schrieb sie auf, was für eine Flucht sprach: „Ich darf mein Leben leben, meine Entscheidungen treffen. Ich darf zur Schule gehen und muss nicht nach Afghanistan und einen fremden alten Mann heiraten. Ich darf Eis essen gehen, vielleicht einen Jungen treffen. Und ich darf studieren.“

Auf die Kontra-Seite schrieb sie, dass sie alles hinter sich lassen müsse: Eltern, Geschwister, beste Freundin. Und nichts von zu Hause mitnehmen dürfe. Sie müsse einen neuen Namen annehmen und eine Geschichte für sich erfinden und ihre Social-Media-Kanäle und Kontakte löschen.

Nachdem sie sich entschieden hat zu fliehen, bekommt sie ein Handy für Notfälle, das sie unter ihr Bett klebt. Als ihr 16. Geburtstag naht und damit der Tag, an dem sie in Afghanistan verheiratet werden soll, ist der Zeitpunkt gekommen.

„Ich hatte die Nacht davor keine Sekunde geschlafen, hatte Angst, fühlte mich erleichtert und zugleich überfordert. Ich schlich mich durch den Hinterausgang aus der Schule, vor der eine Mitarbeiterin vom Jugendamt auf mich wartete.“

Bei der Aufnahme in eine amtliche Obhut ihres Wohnorts wird sie gefragt, was sie ihrer Familie zutraut. Würde man nach ihr suchen? Womöglich mit einem



Um die Migrantinnen zu schützen, sind die Adressen der Wohnungen geheim. Auch der Name der Studentin, die dort im Praxissemester war.

Privatdetektiv? Besitzt jemand in ihrer Familie Waffen? Würde man über Social Media nach ihr fahnden? Mala weiß es nicht. „Ich wusste nur, dass ich damit rechnen muss, dass sie mich umbringen, wenn sie mich finden.“

Mit einem kleinen Koffer tritt sie drei Monate später die erste Zugfahrt ihres Lebens an, quer durch Deutschland, ins Unbekannte. Als sie am Stuttgarter Bahnhof ankommt, wird sie von Rosa-Betreuerinnen empfangen. Wieder fremde Frauen, die sie an einen fremden Ort führen. Neue Mitbewohnerinnen, Betreuerinnen, Hausregeln. Mala bekommt ein Zimmer und ist erschöpft. Dennoch muss sie nun mit den Sozialarbeiterinnen eine Schutzgeschichte erarbeiten, mit der sie ab jetzt leben wird.

In der zweiten Woche hat sie einen Schulplatz in einer zehnten Klasse. Sie lernt gern und holt in kurzer Zeit den Stoff nach. Es fällt ihr aber schwer, Entscheidungen zu treffen. „Hab ich ja nie gelernt. Mir wurde immer alles vorgeschrieben.“ Nun darf sie mit mir durch die Stadt ziehen. Und ich erlebe, wie Mala lernt, ihre Meinung zu äußern. Es sind nur kleine Entscheidungen. Gehen wir über die Königstraße oder zum Marktplatz? Nehmen wir die Straßenbahn?

„Hast du dich nicht gewundert, dass niemand dein Drama sieht und dich da rausholt?“, frage ich sie, während sie die Dusche schrubbt und ich das Waschbecken. Sie schüttelt den Kopf. „Ich habe gelächelt, mich verstellt und gute Noten geschrieben“,

Rosa arbeitet für die Mädchen, aber nicht gegen die Familie. Am Anfang wird der Kontakt abgebrochen, aber wenn der Wunsch besteht, ihn wieder aufzunehmen, gibt es in Einzelfällen eine vorsichtige Kontaktaufnahme.

sagt sie. „Jeder dachte, ich bin das brave, schüchterne Mädchen. Keiner merkte, wie es in mir drin aussah.“

Am Anfang habe sie diese Wut vorangebracht, aber irgendwann nicht mehr. „Ich habe verstanden, dass sie keine schlechten Menschen sind. Sie haben mich schlecht behandelt, ja, schlugen und bedrohten mich, irgendwann glaubte ich, mein Leben sei nichts wert, ich sei überflüssig. Aber sie wussten es wohl nicht besser.“ Mala möchte dieses Muster durchbrechen. „Wenn ich selbst mal Kinder habe, werde ich es anders machen.“

„Die jungen Mädchen haben jahrelang verinnerlicht, dass sie einer klassischen traditionellen Mädchenrolle entsprechen müssen“, erklärt

Aischa Kartal, Sozialarbeiterin und seit fast 20 Jahren bei Rosa, sie leitet das Wohnprojekt. Manche haben Suizidgedanken. Die wenigsten gehen wieder in ihre Familien zurück. Dennoch: Rosa arbeitet für die Mädchen, aber nicht gegen die Familie. Am Anfang wird der Kontakt abgebrochen, aber wenn der Wunsch besteht, ihn wieder aufzunehmen, gibt es in Einzelfällen eine vorsichtige Kontaktaufnahme.

„Es ist aber auch bewegend zu erleben, wie sie ihre Rolle aufbrechen.“ Sie erfahren, dass sie Rechte haben, die ihnen unabhängig von Religion, Ethnie, Geschlecht oder Nationalität per Geburt zustehen. „Die Mädchen wissen nicht mal, dass Zwangsehen eine Verletzung der Menschenrechte sind. Sie denken, die sind normal. Nun verlassen sie ihre Opferrolle, auf die sie in der Familie reduziert wurden. Mala möchte einmal Sozialarbeit studieren. „Wir erleben, wie sie erwachsen werden, einen Abschluss schaffen oder eine Ausbildung beenden“, sagt Aischa Kartal. „Das sind wunderbare Momente.“

ANZEIGE



VIelfalt ERLEBEN.
CHANCEN ERGREIFEN.

- Wer wir sind:**
Die Ohlebusch Gruppe ist in ganz Baden-Württemberg tätig und bietet professionelle Unterstützung in den Bereichen Jugendhilfe, Eingliederungshilfe und Arbeitsförderung. Darüber hinaus betreiben wir als Schulträger eigene Sonderpädagogische Bildungs- und Beratungszentren (SBBZ EsEnt).
- Unsere Arbeitsfelder:**
Wir arbeiten ambulant, teilstationär und stationär. Dabei setzen wir auf individuelle Lösungen für die sozialen Herausforderungen unserer Klienten und ihrer Familien.
- Individuelle Perspektive:**
Bei uns erwarten Sie vielfältige Einsatzmöglichkeiten, flexible Arbeitszeiten, Fortbildungsmöglichkeiten und ein engagiertes Team mit flachen Hierarchien.



Jetzt bewerben! »



Promovieren an der EH

Mit wissenschaftlicher Exzellenz den gesellschaftlichen Wandel gestalten

Die Evangelische Hochschule Ludwigsburg ist Mitglied im Promotionsverband der Hochschulen für angewandte Wissenschaften (HAW) Baden-Württemberg, der 2022 gegründet wurde. Mit der Gründung wurde der Weg geebnet, dass an HAW promoviert werden kann. Professor*innen, die im Promotionszentrum des Verbands Mitglied sind, üben das Promotionsrecht für den Verband aus. Mit fünf Mitgliedern können wir als Hochschule für eine große Themenvielfalt Möglichkeiten anbieten, durch die direkt in Forschungsprojekten Promotionen geschrieben werden oder eigenständige Projekte – auch parallel zu einer Stelle in der Praxis – begleitet werden. Eine Promotion ist Voraussetzung für alle weiteren Schritte im Wissenschaftssystem, auch bei der Bewerbung auf eine Professur an einer HAW.

Was heißt Promovieren konkret?

Bereits im Studium auf Masterniveau ist eine Orientierung an Forschung und Theoriebildung grundlegend. Wer daran Freude hat und noch tiefer eine Fragestellung verfolgen möchte, wer Interesse hat, empirisch zu forschen und/oder Theorien und Handlungsansätze weiterzuentwickeln, für den*die kann eine Promotion der richtige Weg sein. Sie leistet einen eigenständigen wissenschaftlichen Beitrag und kann zur Weiterentwicklung der Praxis und zu gesellschaftlichen oder



sozialpolitischen Veränderungsprozessen beitragen. Für Promovierende bedeutet das einige Jahre intensiver Arbeit an einer eigenen Forschungsarbeit.

Wie sehen die ersten Schritte auf diesem Weg aus?

Eine Promotion findet in enger Abstimmung mit der*dem begleitenden Professor*in statt – mit ihm*ihr wird zunächst das Thema abgestimmt, das Exposé verfasst und darüber entschieden, dass eine Betreuung der Arbeit stattfindet. Die EH Ludwigsburg bietet die Möglichkeit, in den Bereichen Soziale Arbeit, Diakoniewissenschaft, Religionspädagogik/Gemeindepädagogik, Recht und Pflege zu promovieren. Die Liste der möglichen Betreuer*innen steht auf unserer Homepage. (www.eh-ludwigsburg.de/hochschule/karriere/promotion).

Warum an der EH promovieren?

Die EH Ludwigsburg ist eine regional gut verankerte und international vernetzte Hochschule, die eine gute Anbindung an Praxis und Scientific Community ermöglicht. Durch das Projekt „E(H)Laboriert“ (Bund-Länder-Förderung im Rahmen von FH-Personal) werden förderliche Strukturen mit und für Promovierende und Post-Doktorand*innen aufgebaut und evaluiert, um wissenschaftliches Personal für eine zukünftige Professur zu qualifizieren. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf dem Transfer zwischen Wissenschaft & Forschung und Praxis & Sozialpolitik. Zudem ist die EH Partnerin im Mentoringprogramm HAWKarriere, während der Promotion bestehen Möglichkeiten eines externen Mentorings. So tragen gemeinsame Leidenschaft für Forschung und Entwicklung, förderliche Strukturen und gute Kollegialität zum Gelingen exzellenter Promotionen bei!

Professorin Dr. Ute Karl

© Marie Heger



Sie machen Karriere an der EH Ludwigsburg: Manuela Hees, Huda Almohamad und Dr. Maria Rehm

„Die Promotion eröffnet mir tolle Karrierewege“

Huda Almohamad, 30

Masterstudiengang Soziale Arbeit, möchte promovieren

„Es ist so menschlich hier. Schon während des Bachelor- und Masterstudiums fühlte ich mich nie fremd, sondern immer als Teil der Hochschule. Die Dozierenden sind zugewandt, engagiert, wertschätzend und ernsthaft mit uns. Ich möchte genau hier meinen akademischen Weg fortsetzen. Der wissenschaftliche Diskurs und die Reflexion liegen mir. Forschung begeistert mich. Ich bin überzeugt, dass Soziale Arbeit gerade heute wissenschaftlich fundiert und professionell weiterentwickelt werden muss.“

Manuela Hees, 28

studierte Religions- und Gemeindepädagogik und Soziale Arbeit und promoviert

„Mir geht es als Diakonin darum, Theorie und Praxis, Forschung und Gemeindeleben miteinander zu verbinden. Wissenschaft und Praxis sind zwei Systeme, die Übersetzung von Forschungsergebnissen ist mein Anliegen. In meiner Dissertation geht es um das Rollen- und Selbstverständnis von Diakon*innen in der Konfi-Arbeit, die dazu beiträgt, Kirche als attraktiven gesellschaftlichen „Player“ in der Bildungslandschaft zu erhalten. Mein Glaube und das Bewusstsein für gesellschaftliche Verantwortung motivieren mich. Ich möchte Brücken bauen – zwischen Studierenden, Hochschulgremien, Kirche und Gesellschaft.“

Dr. Maria Rehm, 38

studierte Religionspädagogik und Soziale Arbeit und hat ihre Promotion 2022 abgeschlossen

„Ich wollte mich ganz intensiv mit einem Thema beschäftigen und tief ins wissenschaftliche Arbeiten einsteigen. Meine Diss zeigt, wie Biografien von Religionslehrkräften mit ihrem Selbst- und Weltbild zusammenhängen – und mit dem Denken über Beruf und religiöse Heterogenität. An der EH ist sowohl die fachliche Betreuung als auch das menschliche, kollegiale Miteinander gegeben. Das zweite war für mich besonders wichtig. Die Promotion eröffnet mir tolle Karrierewege.“

DANKE, DAS HILFT!



„Ich brauche das Geld für Miete und Essen. Ich bin **sehr dankbar** für dieses Stipendium, es kam genau zum richtigen Zeitpunkt.“

„Danke, dass ich zum zweiten Mal ein Stipendium erhalte - ein Jahr lang 100 Euro im Monat. Das lindert **meine finanzielle Not** sehr.“

„Kein BaföG, Studienkredit zurückzahlen, selbst krankenversichern, ich schaffte es nicht mehr.
Die Förderung hilft!“

Die EH-Stiftung fördert Studierende, wenn sie sich ein Studium nicht mehr leisten können. Die Stipendien sind für Menschen in sozialen Notlagen, für Alleinerziehende oder auch Studierende, die einen Auslandsaufenthalt planen oder im Zweitstudium sind.

Helfen Sie mit!

Kreissparkasse Ludwigsburg
IBAN DE 92 6045 0050 0030 2089 44
BIC SOLADES1LBG
Stiftung Evangelische Hochschule



Evangelische Hochschule Ludwigsburg
Paulusweg 6
71638 Ludwigsburg
Telefon +49 a7141 9745-0
www.eh-ludwigsburg.de

eh_ludwigsburg
 eh Ludwigsburg

Alle Infos finde Sie hier:



